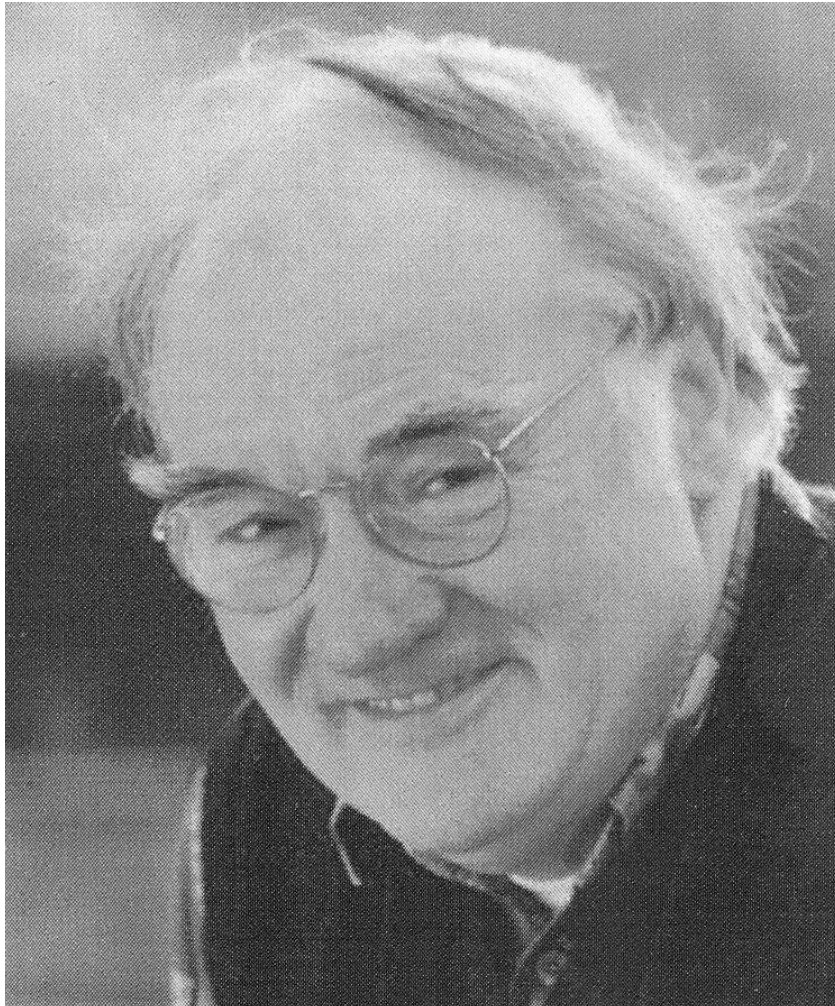


Liebe Bezieherinnen und Bezieher von imprimatur,

diese Ausgabe unserer Zeitschrift widmen wir unserem verstorbenen Redaktionsleiter Hermann Münzel. Nach einem langen Krebsleiden ist er am 09. März 2006 gestorben und hat bis zur letzten Nummer an unserer Zeitschrift mitgearbeitet.

Seine Beerdigung und sein Sterbeamt fanden am 14. März 2006 in Trier statt. Wir waren beeindruckt und erstaunt, dass über 900 Menschen an diesem Nachmittag zusammen kamen, um von Hermann Münzel Abschied zu nehmen.



9.4.1935 – 9.3. 2006

Zum Priester geweiht am 31.7.1960



„Herr, wenn Du es bist, so befehl,
dass ich auf dem Wasser zu Dir komme.
Jesus sagte: Komm!“
(Mt. 14)

In tiefer Traurigkeit nehmen wir Abschied
von unserem Freund

Hermann Münzel

Als Mitbegründer und Mitherausgeber hat er unsere Zeitschrift „imprimatur – Nachrichten und kritische Meinungen aus der katholischen Kirche“ in 38 Jahren ermöglicht und als Redaktionsleiter geprägt. Dafür und für seine Freundschaft sind wir ihm über seinen Tod hinaus verbunden und zu Dank verpflichtet.

Seine tiefe Frömmigkeit, seine kreative Tätigkeit in Schule, Jugendarbeit und Gemeinde waren für uns vorbildhaft. Seine kritische Begleitung der Kirche und sein Mut gegenüber denen, die in Kirche und Gesellschaft Macht ausübten, haben ihm hohen Respekt eingebracht.

*Seine Freundinnen und Freunde der
Redaktion von imprimatur*

Trier, den 10. März 2006

Wir gedenken seiner in der Fürbitte und laden ein:
am Dienstag, den 14. März 2006, um 14.00 Uhr, zur Beerdigung auf dem Friedhof St. Matthias
und anschließend zum Sterbeamt in der Kirche Heiligkreuz in Trier.

Zum Gedenken an Hermann Münzel

Die Kirche von Trier hat Grund zu trauern. Sie hat einen ihrer engagiertesten Seelsorger verloren. Wer ihm begegnet ist, der hat einen frommen und heiteren, einen unermüdlich tätigen und hilfsbereiten, einen sich aufrichtig um die Kirche sorgenden Priester kennen gelernt, der materiell anspruchslos gelebt, und was er besaß, mit anderen geteilt hat. Als Religionslehrer und Leiter der KSJ war er ein Priester, wie Jugendliche ihn brauchen. Und gerade das hat ihn in Trier schon in den sechziger Jahren verdächtig gemacht. Prälat Hansen, Leiter der Schulabteilung, ist darum zu einer Visitationsreise ans Realgymnasium nach Lebach aufgebrochen. Unterwegs hat er den langhaarigen Schüler „Meyer Long“ als Anhalter mitgenommen. Als sich herausstellte, dass Hermann Münzel sein Religionslehrer war, fragte Hansen: „Wie ist denn der Münzel so?“ „Meyer-Longs“ prompte Antwort war: „Der ist wie Jesus“. Prälat Hansen vergaß den Zweck seiner Reise. Er ist wenigstens für diesen Tag vom Kontrolleur zum Sympathisanten geworden.

Das Reihenhaus in der Ludwig-Simon-Straße hatte offene Türen für alle, Obdachlose nicht ausgenommen. Sein Auto war immer ein Transportfahrzeug, das für junge Leute zur Verfügung stand. Was der Lebacher Schüler gespürt hat, war nicht aus der Luft gegriffen: Die Triebfeder seiner Lebensweise wie seines Handelns, auch seiner Streitbarkeit und Angriffslust, war eine Art jesuanischen Feuers. Das konnte ihn in Zorn versetzen, besonders wenn sich die Hierarchie in Reglementierungen verlor und dabei die Erwartungen und Nöte der Menschen missachtete. Öfters hat er sich so in für ihn selber heikle Situationen gebracht. Er beließ es nicht bei der emotionalen Empörung, er machte sich auf die Suche nach theologischen Klärungen, entschiedenen Reformen und pastoralen Handlungschancen. Er gab denen eine Stimme, die ihre Anliegen nicht selber vertreten konnten. Er, der seit den siebziger Jahren am Max-Planck-Gymnasium in Trier neben Religion Geschichte und Sozialkunde un-

terrichtete, griff Fragen des sozialen Unrechts in Kirche und Staat auf, darunter oft Probleme einzelner, die unter kirchlichen Sanktionen litten. Wenn man nicht wüsste, dass er seit früher Kaplanszeit in der Jugendarbeit tätig war, könnte man kaum verstehen, mit welchem frischem Elan er unkonventionelle Wege gegangen ist, um der Kirche im Sinne des *aggiornamento* Johannes XXIII. auf die Sprünge zu helfen. Die Bürger von Trier hatten in ihm einen wachen Beobachter der Stadtentwicklung, der ihnen Mut machte, ihre Mitbestimmungsrechte zu nutzen.

Darüber ist er zum kirchenkritischen Journalisten geworden, der sich um eine genaue und ehrliche Sprache bemühte, weil er nichts mehr verachtet hat als die salbungsvolle und unaufrichtige Sprechweise so mancher Kirchenmänner. Gegen sie hat er gern heftig polemisiert. Er wurde im Herbst 1968 Gründungsmitglied von *imprimatur* und hat in 38 Jahrgängen dafür gesorgt, dass, bei einer schwierigen Redaktion aus Mitgliedern mit unterschiedlichen kirchlichen Biographien, jährlich acht Nummern erscheinen konnten. Auf Grund seines enormen Fleißes, seines Durchhaltevermögens und seines Humors war er die Seele von *imprimatur*. Das Gründungsmanifest der ersten Nummer vom 7. Oktober 1968 klingt erstaunlich mild. Damals war in unseren Augen unter dem Klerus „Lustlosigkeit, Mutlosigkeit und sogar Resignation“ verbreitet. Dieser Lähmung wollte man entgegenreten: „Schlechte Stimmung wirkt zersetzend, kritisches Nachdenken hilft weiter.“

Da die Kirche damals wie heute große Probleme mit innerkirchlichen Kritikern hatte, erklärte *imprimatur*: „Kritik an der eigenen Kirche kann nicht einfach abgetan werden als Ungehorsam oder als Unterminierung der kirchlichen Einheit. Sie kann im Gegenteil die Liebe zur Kirche als Triebfeder für sich beanspruchen.“ Hermann Münzel hat sehr bald auf Grund seiner großen Zuneigung zu den Benach-

teiligten das Spektrum der Zeitung ausgedehnt und Kommentatoren für uns gewinnen können, die eine eigenständige und zukunftsorientierte sozialpolitische Position vertraten. Dass die Zeitschrift mit den Jahren immer schärfer wurde, hing an der Unbeweglichkeit und Selbstherrlichkeit der hierarchischen Repräsentanten.

Will man den Erfolg von Hermann Münzels journalistischem Einsatz bei *imprimatur* bewerten, so muss man ihn als Sisyphuserfolg bezeichnen. Bis in die letzten Krankheitstage hat er für seine kirchenreformerischen Ideale gearbeitet. Das Bild einer reformierbaren Kirche hat er sich nicht zerstören lassen.

Ergänzend zu *imprimatur* hat er als einer der Initiatoren in Trier das *Theologische Quartett* eingeführt. Seit September 2000 wird dort mit mutigen Theologen über Konfliktthemen gestritten, die entweder vergessen oder bewusst verdrängt werden. Die Veranstalter schufen ein Forum, in dem die Vielfalt theologischer Einsichten gegen die zentralistische Einheitstendenz des Papstes wie des Ortsbischofs ins Bewusstsein gehoben wird. Damit wird eine bloß binnenkirchliche Orientierung überstiegen. Wie in *imprimatur* will man auf die Verantwortung der Kirche in der Gesellschaft aufmerksam machen, wobei man sich im klaren ist, dass das Gerechtigkeitsempfinden, was z.B. die Stellung von Mann und Frau angeht, in der demokratischen Gesellschaft höher entwickelt ist als in der Kirche.

Eine Herzensangelegenheit war ihm das Schicksal der christlichen Palästinenser, denen er durch wechselseitige Besuche das Gefühl geben wollte, dass sie nicht vergessen sind. Er ist Vorsitzender der Vereinigung zur Förderung Jugendlicher im Kreis Bethlehem „Dähers Weinberg“. Diese hat sich zur Aufgabe gemacht, palästinensischen Jugendlichen eine berufliche Weiterbildung zu ermöglichen.

Bei seiner Schreib- und Predigt-begabung und seinem priesterlichen Charisma hätte Hermann Münzel alle Chancen zum Ämteraufstieg gehabt. Aber ein so spontaner, unkonventioneller und ideenreicher Kopf stört im kirchlichen Amtsgetriebe, das glaubenshüterisch ausgerichtet ist. Auf Grund seiner Bescheidenheit haben ihm die Zurücksetzungen und Anfeindungen wenig anhaben können. Allerdings gibt es eine Ausnahme. Als er auf dem Katholikentag in Hamburg 2002 eine längst fällige Conzelebration mit Geistlichen anderer christlicher Kirchen gefeiert hat und daraufhin durch Bischof Spital von seinem Priesteramt suspendiert wurde, kam er an die Grenzen seines Duldertums. Er, der Aufrechte, sah sich gezwungen zu widerrufen, weil er sein Priestertum nicht aufgeben konnte. Den Ansehensverlust bei denen, die auf seine Widerstandskraft gesetzt hatten, nahm er dabei in Kauf. Uns scheint, die Kirche hat damals einen prophetisch wirkenden Priester gedemütigt und den Kairos für einen wichtigen Schritt zur ökumenischen Einheit sträflich verstreichen lassen.

Hermann Münzel hat uns alle überrascht, als er im vergangenen Sommer, einige Tage, bevor er das Krankenbett nicht mehr verlassen konnte, zu seiner Krankensalbung einlud. Auf seiner Terrasse eröffnete er sie selber mit ein paar Sätzen. So wie am Anfang des Lebens die Taufe als Fest gefeiert werde, so wolle er jetzt an seinem Ende mit der Krankensalbung Abschied nehmen.

Als sein Freund, Domkapitular Roland Ries, die Stola mit der Farbe lila anlegte, bat Hermann ihn, die Stola umzudrehen. Er wünsche sich heute die Farbe weiß als Festfarbe, es sei ja keine Sühnefeier. Sein Freund Manfred May, in dessen Chor er begeistert mitgesungen hat, spielte auf einer kleinen Orgel Lieder des Vertrauens und der Zuversicht. Es war ein strahlender Sommertag. Nur einmal unterbrach Hermann den Gottesdienst und wandte sich an zwei Studentinnen: „Ihr Mädchen,

geht doch aus der Sonne, es ist ja viel zu heiß!“ So offenbarte Hermann Münzel noch einmal sein Naturell. Selbst in seiner Krankheit behielt er den aufmerksamen Blick für das, was anderen Erleichterung bringt.

Hermann Münzel mit seinem großen Talent zur Freundschaft war für die ganze Zeit seiner Krankheit nie im Stich gelassen. Ein halbes Jahr lang konnte er trotz einer fortschreitenden Lähmung in seiner gewohnten Umgebung bleiben, bis dann die Pflege im Altenheim von Karthaus von fachkundigen Händen übernommen werden musste. Tag und Nacht wurde er von Freundinnen und Freunden in seinem Haus mit großer Geduld umsorgt. Angesprochen auf diese Bereitschaft, die anstrengende Krankenpflege vielfach neben der Berufarbeit zu übernehmen, gab eine der Frauen zur Antwort:

„Wir geben ihm zurück, was er uns zuvor gegeben hat.“

Viele, nicht nur wir von *imprimatur*, haben einen Freund verloren.

In der Begrüßung zum Sterbeamt sagte der Zelebrant, sein Freund Erhard Bertel, unter anderem:

„Diejenigen, die seinen 70. Geburtstag im vergangenen Jahr mitgefeiert haben, erinnern sich an seine Begrüßung der Gäste. Es waren viele gekommen, aber das eigentlich Erstaunlich an dieser Begrüßung war, wie viele Menschen aus unterschiedlichster Herkunft und Gruppierungen er willkommen geheißen hat.

So ähnlich ist es auch heute Nachmittag hier bei seiner Beerdigung und seinem Sterbeamt. Es sind Junge wie Alte, Professoren wie Lehrlinge, Priester wie Laien, Männer wie Frauen gekommen.

Es sollte nach seinem und der Angehörigen Wunsch in diesem Gottesdienst nicht so

sehr über seine Person als über Gottes Wort gesprochen werden.

Dürfen wir aber nicht wenigstens sagen, welch ein liebenswürdiger Mensch er war, gescheit und humorvoll. Seine theologischen und gesellschaftspolitischen Thesen konnte er mit einer Energie vertreten, die wohlwollenden Gegnern alle Achtung abforderten. Wenn jemand sich von ihm wegen Meinungsverschiedenheiten getrennt hat, dann hat er ihn nicht richtig verstanden.

Besserwisserei war nicht sein Ding.“

Hermann Münzel hatte sich Jutta Lehnert, eine langjährige Mitarbeiterin aus der KSJ, als Predigerin gewünscht. Die Pastoralreferentin durfte aus kirchenrechtlichen Gründen nicht nach dem Evangelium sprechen. Niemand hat es verstanden, dass ein Verbot mehr galt als der letzte Wunsch eines Sterbenden. Der Gottesdienstleiter legte daher nach dem Evangelium eine Besinnungspause ein und verwies darauf, dass die Ansprache nach der Kommunionausteilung erfolge. Nach der Predigt wurde anhaltender Beifall gespendet.

Die Predigt bezog sich auf Matthäus 14, den „Gang des Petrus über den See“. Münzel selbst hatte sich diese biblische Erzählung für sein Sterbeamt gewählt: „Liebe Angehörige von Hermann, liebe Freundinnen und Freunde!

Petrus auf dem schwankenden Wasser – seine Hände nach Jesus ausgestreckt – das war Hermanns Lieblingsevangelium – ein Bild für sein Leben.

Wie gern hätten wir ihn vor dem Versinken gerettet! Wie Jesus im Evangelium haben wir die Hand nach ihm ausgestreckt, um ihn im Leben und in unserer Gemeinschaft zu bewahren – doch wir

mussten die Erfahrung machen, dass unsere Hände ihn nicht festhalten konnten.

Es gab viele Hände, die in den letzten Monaten und Wochen nach ihm gegriffen haben. Einigen von uns ist erst in dieser Zeit klar geworden, wie viele gute Freunde und Freundinnen, wie viele Verwandte Hermann hat. Und er brauchte sie auch: Die schreckliche Krankheit hat er angenommen – er war nie bitter - aber er hat sich ihr nicht ergeben. Sein Kampf bestand darin, alles, was ihm wichtig war, so lange wie möglich zu tun: Gottesdienste halten, nach Rascheid fahren, Paare trauen, Kinder taufen, Zeitungen und Bücher lesen, Artikel für imprimatur schreiben - und natürlich Leserbriefe! - telefonieren, Kontakte halten, Radio hören, Konzerte oder Chorproben besuchen, organisieren und mitreden, ob bei Dahers Weinberg oder beim Theologischen Quartett. Bis zum Schluss las oder hörte er die biblischen Lesungen des Tages und betete sein Stundengebet, seine geliebten Psalmen. Eine regelrechte Gebetsgemeinschaft fand sich Abend für Abend bei ihm ein – er hat uns richtig fromm gemacht in dieser Zeit! Er wollte und konnte nicht mehr allein sein, denn seine Hilflosigkeit nahm zu. Sein Körper hatte gegen diese Krankheit keine Chance.

Kann das Evangelium, das Hermann so liebte, uns Trost geben?

Der unsichere Gang des Petrus über das schwankende Wasser ist ein Bild für unser gefährdetes Leben. Wir gehen immer über Wasser, immer sind wir vom Versinken in vielerlei Hinsicht bedroht, zuletzt vom Tod.

Als ständige Bedrohung lauern Krankheit und Tod unter der Wasseroberfläche und können uns jeden Moment in die Tiefe reißen. Dieses Mal haben Krankheit und Tod uns einen von den ganz aufrechten und frommen Menschen genommen und wir bleiben ungetröstet zurück.

Gegen unsere Angst, gegen die Macht des Todes lasst uns sagen: Weil wir Dich lieben und wertschätzen, bist du für uns nicht tot. Wir lassen dich nicht einfach im Wasser versinken, in der Tiefe verschwinden.

Denn all das liebten wir an dir:

- deine tiefe Frömmigkeit, deine Liebe zum Evangelium, zum Gebet, zum Innehalten
- deine gute und wohltuende Sprache, die du immer in den Gottesdiensten gefunden hast
- Deine Klarheit und Entschiedenheit
- dass du niemals käuflich warst und Geld und Besitz nur einen geringen Stellenwert eingeräumt hast
- deine Respektlosigkeit und Kompromisslosigkeit gegenüber weltlichen und kirchlichen Fürsten
- deine Hartnäckigkeit, die bis zur Sturheit ausarten konnte
- Deine Pfiffigkeit, mit der du Strategien ausgedacht hast, dich immer wieder aus den Fängen der Mächtigen zu retten
- Deine Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit
- Deine Überzeugungskraft und Unbeugsamkeit
- Deine Lust am Widerspruch und am Streit
- Deine Empfindsamkeit für die kleinen und großen Verletzungen von Menschenrecht und Menschenwürde
- Deine Fähigkeit, Dinge auf den Punkt zu bringen und damit die richtigen Leute zu ärgern
- Deine Sorgfalt im Umgang mit den kleinen Dingen
- dass Du bei aller Arbeit und Rastlosigkeit Zeit für einzelne Menschen hattest, insbesondere für Deine Familie und für die Kinder
- Deine Liebe zur Musik, zu Literatur und Kunst

Um bei dem Bild des Evangeliums zu bleiben:

Wie oft hat Hermann Menschen vor dem Versinken bewahrt – Asylbewerber konnten mit seiner Solidarität, Kranke und Sterbende mit seinem Beistand rechnen.

Wir merken schon: Hermann hat viele von uns geprägt. Die Jugendlichen in der KSJ, seine Familie, Menschen in den unterschiedlichsten Bürgerinitiativen und in seinem geliebten Chor, die Gemeinde von Rascheid, das Lehrerkollegium und die Schüler und Schülerinnen an seiner Schule - ich bin sicher, ich vergesse viele – wir alle konnten uns an ihm aufrichten, manchmal auch reiben, aber das ist bei starken Menschen so.

Ich bin sicher, wenn wir nachher zusammen sitzen, wird es viele Geschichten zu erzählen geben – und sie werden alle ermutigend sein.

Wir brauchen ihn noch: Seine Freundinnen und Freunde, seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter – aber auch seine Gegenspieler. Wer wird in Zukunft dem Bürgermeister und dem Bischof von Trier die Wahrheit ins Gesicht sagen? Wer wird die Leserbriefe schreiben, die Bürgerinitiativen gründen, die Protestmärsche organisieren, die Unterschriftenaktionen vorbereiten?

Da sehe ich nur eine Möglichkeit:

Selbst zupacken. Denn das ist das, was wir von Hermann über Wasser halten können.

Das Evangelium verweist aber noch auf eine andere Wirklichkeit, auf den, der den Wellen und dem Wind gebietet, der den sinkenden Petrus aus den Fluten zieht: Können auch unsere Hände Hermann nicht mehr erreichen, so streckt sich ihm jetzt die Hand Gottes entgegen.

Das hat Hermann immer geglaubt, darauf hat er Zeit seines Lebens vertraut und wir haben es an ihm ablesen können. Der Abschnitt aus dem Brief des Apostels Paulus,

den Hermann ausgesucht hat, fasst es zusammen: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Wie Jesus Petrus vor dem Versinken rettet, so lässt Gott nicht zu, dass die Wellen endgültig über Hermann zusammenschlagen. Er streckt seine Hand nach ihm aus und ergreift ihn. Er lässt ihn nicht in die Tiefe fallen. Seine Hand zieht ihn aus dem Dunkel in sein Licht, aus dem Tod in sein Leben. Und er sagt zu ihm: Komm!

Vier charakteristische, in *imprimatur* erschienene Texte von Hermann Münzel

An vier Textbeispielen wollen wir zeigen, für welche Anliegen Hermann Münzel seine *imprimatur*-Feder gespitzt hat. Es sind jeweils *Introitus*-Artikel, also Eingangstexte zu einem *imprimatur*-Heft. Sie behandeln Themen, die ihm bei der Zusammenstellung einer neuen *imprimatur*-Ausgabe besonders auf den Nägeln brannten.

Der erste Text zeigt, wie er aus der Bibel seine Grundhaltung und seine Grundziele geschöpft hat. Die Wurzel seines kämpferischen Einsatzes war nämlich eine Freundlichkeit, die sein Wesen ausmachte und die er in der Fabel vom Tierfrieden wiedergefunden hat. Im zweiten

Beispiel (Textauszug) findet er ruhige und überlegte Worte für ein brisantes Thema, das der Interkommunion. Man muss sich fragen, ob ein Bischof, der in jesuanischer Gesinnung zu handeln hätte, solche Ratgebenden Worte zurückweisen kann. Die Artikel zur Nichteinstellung einer Mutter mit unehelichem Kind und zu Leonardo Boff sind Texte der Empörung über das verlogene Reden und Handeln kirchlicher Machthaber.

Hermann Münzel hat diese Artikel geschrieben, weil er sein Priestertum in Verantwortung für diese Kirche gelebt hat.

Kurzgefasste Anleitung zur Entwaffnung der Feinde

Natürlich ist es der "Geist des Herrn", von dem Jesaja, der Prophet im 8. Jahrhundert vor Christus träumt- oder 'schwärmt'? - "Gerechtigkeit ist der Gürtel um seine Hüften", und wohin das führt, erzählt er in der Fabel vom Tierfrieden:

"Dann wohnt der Wolf beim Lamm
Der Panther liegt beim Böcklein
Kalb und Löwe weiden zusammen
Ein kleiner Knabe kann sie hüten
Kuh und Bärin freunden sich an
Ihre Jungen liegen beieinander
Der Löwe frisst Stroh wie das Rind
Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter
Das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange..." Jes. 11, 6-8

Natürlich sind die *Menschen* gemeint, mit den Raubtieren, die sich plötzlich vertragen - wenigstens einige von ihnen sind tatsächlich Raubtiere, wie Wölfe im Rudel, wie schleichende schwarze Panther, wie blutrünstige Löwen, gefräßige Bären und heimtückische Schlangen...

Jesaja erzählt nicht von der Welt, in der wir groß geworden sind - in seinem Tierparadies sind die gezähmten Haustiere Gastgeber, und die aus der Wildnis lassen sich zu ihnen nach

Hause einladen, und ein Kind aus dem Kindergarten führt das Regiment. - Da kennen wir unsere Welt aber anders, die Welt mit dem Gesetz des Stärkeren.

Das ist, wie wenn der Präsident Bush den Präsident Saddam Hussein zum Frühstück nach Camp David eingeladen hätte, und als würden sich Scharon aus Tel Aviv und Yassir Arafat aus Ramallah in Eilat am Roten Meer zu Badefreuden treffen, und als würde Gerhard Schröder sagen: den Fuchs-Panzer und den Marder-Panzer könnt ihr von uns nicht haben, aber was haltet ihr in Israel von Notarztwagen, kleinen Krankenhäusern auf Rädern...?

Arafat und Bush und Saddam und Scharon, friedlich beisammen, wie sie sich gegenseitig beschenken... das ist unmöglicher als eine Utopie, es ist ein Spleen.

Aber der Tierfriede des Jesaja ist noch viel unmöglicher. Der Löwe *ist* eine Raubkatze, da kann er nichts gegen machen, und Wölfe fressen nun mal kein Gras, von Natur aus. Raubtiere ohne Beutegier und ohne Raubtierinstinkt sind krank.

Aber *Menschen* können sich ändern. Wir nennen das sich bekehren. Das meint Jesaja.

Dass sich die Menschenraubtiere bekehren, das ist unsere Überlebensbedingung. Sie *müssen* sich bekehren, sonst ist es aus mit uns, Arafat und Scharon und Bush und Saddam mögen verzeihen. Wir wissen, dass wir sie jetzt hier nennen, ist ein bisschen ungerecht, es gibt noch andere ungezählte Raubtiere, Schlangen und Panther und Bären und Wölfe - mehr als die vier. Aber wollten wir alle nennen, kämen wir zu keinem Ende. Wir nehmen die Vier stellvertretend für alle anderen menschlichen Raubtiere:

Bitte, bekehrt euch. Entwaffnet euch, lasst euch zum Frühstück einladen, von den Lämmern und anderen zahmen Haustieren. Wir versprechen es euch: wir hier schließen uns an!

Und jetzt wollen wir euch sagen, wie das geht.

Der israelische Soldat Reuven Moskowitz hat es mir und anderen erzählt. Wir saßen sonntags in einem Trierer Restaurant beim Mittagessen, Reuven hatte gerade seinen Vortrag gehalten, von wegen Frieden in Israel und Palästina. Reuven, 75 Jahre alt, hatte seine Suppe gelöffelt, da griff er in die Tasche und zog eine Mundharmonika heraus.

"Darf ich euch was vorspielen? Ich spiele euch eine Meditation zum 34. Psalm. - *Suchet den Frieden und jaget ihm nach...*" - Wir legten alle die Löffel aus der Hand und hörten zu. Der alte Jude Reuven spielte schön, leise, und nicht lange; und dann wollten wir wissen: "Wieso spielst du Mundharmonika? In der Kneipe, beim Mittagessen...?!"

Das war Reuven's Stichwort. Reuven erzählte vom Yom Kippur-Krieg 1973, als er noch ein junger Mann war. Er musste in den Krieg, mit dem israelischen Militär. "Wir drangen schwerbewaffnet in ein palästinensisches Dorf ein - jeder israelische Soldat mit Stahlhelm - Handgranate - Schnellfeuergewehr - schusssicherer Weste... Das Dorf war wie ausgestorben. Da stand plötzlich ein kleiner Junge vor mir, sieben oder acht Jahre alt, ein ziemlich lumpiges palästinensisches Kind - und streckte mir seinen Arm entgegen".

"Ich schenke dir das", sagte er.
"Und er schenkte mir seine Mundharmonika. *Diese* Mundharmonika.

In diesem Augenblick war ich entwaffnet. Das Kind hat mich entwaffnet. Ich habe so schnell wie ich konnte das Militär verlassen und nie mehr ein Gewehr angerührt."

Wir im Speiselokal waren mitten im Jesaja, bei der Entwaffnung der Raubtiere, wir wurden Zeugen der Kraft und unwiderstehlichen Macht der Gewaltlosigkeit und wir wussten: Wenn wir wollen ist Frieden möglich.

(36. Jg. 3/2003)

Rüge vom Bischof

Inhaltlich rügt der Bischof, dass der Artikel den Eindruck mache, das "am Prenzlauer Berg (in Berlin, Red.) geplante gottesdienstliche Geschehen" zu unterstützen, das sowohl kirchenrechtlich verboten wie auch theologisch inakzeptabel sei. Er könne nicht hinnehmen, dass sich damit ein Priester "bewusst gegen seinen Bischof stellt", und zitiert die Ablehnung der "eucharistischen Gastfreundschaft" im gemeinsamen Wort der deutschen Bischöfe zum Ökumenischen Kirchentag 2003. ...

Schwierigkeiten macht die Aussage von Bischof Marx, ein Priester der Diözese dürfe nicht anders über die Eucharistie schreiben als der zuständige Bischof. Ein Bischof übt zwar Jurisdiktion in seinem Bistum aus und kann verlangen, dass seine Anordnungen in der Pastoral im Wesentlichen befolgt werden. Er besitzt auch eine Entscheidungskompetenz über die mündliche und schriftliche Lehre. Er kann in einem schwerwiegenden Konfliktfall sogar die kirchliche Lehrerlaubnis entziehen - ein problematisches Instrument, das mit größter Zurückhaltung anzuwenden ist, falls sein Bistum nicht in die geistige Erstarrung fallen soll. Es muss deshalb möglich sein, weitergehende und alternative Meinungen zu äußern. Nur auf diese Weise gibt es in der Kirche lebendige Tradition und immer neues *aggiornamento*. Sollte immer nur dasselbe geschrieben werden, dann müsste man dem in evangelischen Kreisen früher verbreiteten Satz zustimmen: *catholica non leguntur* (etwa: Katholisches braucht man gar nicht erst zu lesen).

Das Plädoyer für die "Eucharistische Gastfreundschaft" muss möglich sein, es lässt sich katholisch theologisch gut begründen und mit gewichtigen literarischen Beispielen belegen. Oder soll man Jesus Vorwürfe machen, der Judas die eucharistische Gemeinschaft nicht verwehrte, obwohl er wusste, dass er ihn verraten hatte?

Und unsere evangelischen Mitchristen sind wahrhaftig keine Judase, oder zumindest auch nicht mehr als wir Katholiken.

Wir alle sind - wie wir in jeder Messe beten - nicht würdig, zum Tisch des Herrn zu gehen, und trotzdem eingeladen. Oft bringen wir er-

heblich mehr Schuld mit als eine abweichende Interpretation von Amt und Realpräsenz.
(36. Jg. 1/2003)

Sie schnoren schwere Lasten zusammen und legen Sie dem Menschen auf die Schultern

Wegen Ihres nichtehelichen Kindes wurde sie im Saarländischen W. nicht im Kirchendienst eingestellt

Die (Amts-)Kirche macht es dem schlichten Laien nicht gerade leicht. Zwar ist er durchaus mit einer gewissen Verlogenheit vertraut; in Politik und Gesellschaft, aber auch im privaten Leben begegnet er ihr, und er weiß sich vielleicht auch selbst nicht ganz frei davon.

In der Kirche aber scheint die Verlogenheit geradezu institutionalisiert: Da lebt eine geschiedene Kindergärtnerin jahrelang und bekanntermaßen mit ihrem Freund zusammen; aber erst als sie ihn (standesamtlich) heiratet, wird ihr gekündigt (*vgl. imprimatur 18, 1985, 15-18*). Da toleriert die Amtskirche stabile und öffentlich bekannte Partnerschaften ihrer Priester, wenn aber einer seine Freundin heiratet, fliegt er raus. Da sehnt sich die Kirche nach und betet um Einheit der Christen, wenn aber ein Pfarrer samstags oder sonntags eben dieses tut, wird er mit allen möglichen Sanktionen bedroht. Da verlangt die Kirche, dass uneheliche Kinder nicht abgetrieben werden, und fordert vom Staat vollmundig alle möglichen Hilfen, selbst aber verweigert sie dann einer jungen Mutter die für sie überlebensnotwendige Anstellung als Kindergärtnerin (wie gerade jetzt im saarländischen Ort W. geschehen). Da predigt sie Barmherzigkeit und Vergebung, gibt aber Geschiedenen und Wiederverheirateten keinerlei Chance.

Am meisten widerwärtig dabei ist, dass sie alles dies um ihrer Glaubwürdigkeit willen zu tun vorgibt. Sie *kann* nicht an der Institution Ehe und Zölibat rütteln lassen und *kann* kei-

nerlei Menschlichkeit zeigen, *weil* sonst ihr Zeugnis nicht mehr unbedingt genug wäre. Alle amtlichen Akteure zeigen zwar Verständnis, Mitleid, sagen sogar, sie würden ja gerne anders handeln, aber „leider“ ... „um des öffentlichen Ärgernisses willen“...

Genau das Gegenteil aber ist die Folge: Die (Amts-)Kirche wird unglaublich, und für viele, die eine so feine Differenzierung wie die zwischen Kirche und Amtskirche und Kirche und Christentum nicht kenne. Mitchristen in den jeweiligen Gemeinden finden es gut und keineswegs ärgerlich, wenn jahrelange Beziehungen durch Heirat legalisiert werden; sie halten es für eine unerträgliche zölibatäre Anmaßung, Leute, die den Kreuzweg einer gescheiterten Ehe hinter sich haben, für ihr ganzes, oft noch junges Leben eine neue Gemeinsamkeit zu verbieten. Vor allem aber wird die Verlogenheit, die Kluft zwischen Anspruch und Predigt auf der einen und der Praxis auf der anderen Seite empfunden.

Man sollte sich nicht täuschen: Für viele, die keinen umfassenden Einblick in die kirchliche Realität und noch weniger in die Kirchengeschichte haben, kann eine solche konkrete Erfahrung aus ihrem Umkreis zu einer grundlegenden Distanz von der Kirche führen. So darf man mit Menschen nicht umgehen, wenn man das Evangelium Jesu auf den Lippen trägt. Öffentliches Ärgernis geben nicht die „Delinquenten“, sondern ihre Richter.

(18. Jg. 2, 1985)

Leonardo Boff darf wieder sprechen

Das Busschweigen

Die katholische Kirche hat eine lange Erfahrung mit dem Instrument der Zensur. Von der Verbrennung Andersdenkender über den Entzug der Lebensgrundlagen oder die gesellschaftliche Ächtung oder konkordatäre Regelungen bis hin zu allen Formen massiven oder

einfachen Drucks hat sie sämtliche Mittel schon ausprobiert.

Auch heute werden noch alle möglichen Methoden angewendet – außer Einkerkering, Folter und Tötung. Warum? Weil die Kirche – sprich: die Hierarchie – ein Wächteramt auszuüben hat, damit „die Wahrheit“ nicht beschmutzt wird. Und sie weiß immer, was „die Wahrheit“ ist; der Geist weht nur noch, wo er darf.

Die Zahl der Disziplinierten ist auch zur Zeit beträchtlich. Größer noch ist die Abschreckungswirkung auf die Noch-nicht-Disziplinierten. Dennoch gibt es hin und wieder Probleme. Da ist die ärgerliche Medienlandschaft, die begierig jeden „Fall“ aufgreift. Aber lässt sich durchstehen. Noch schwieriger wird die Ausübung des Wächteramtes, wenn etwa ein Theologe große Teile der Hierarchie selbst auf seiner Seite hat. So etwas kommt zwar nicht bei uns, wohl aber in entlegenen Weltregionen vor, zum Beispiel in Lateinamerika im „Fall“ Leonardo Boff. Da fanden sich Bischöfe und veritable Kardinäle, die sich hinter ihn stellten.

Deswegen war der Einsatz der üblichen Mittel nicht so einfach. Dennoch sollte zensiert werden. Heraus kam nur ein einjähriges Rede- und Schreibverbot. Um die brasilianische Kirche nicht über die Maßen zu ärgern und nicht mit den in Lateinamerika verbreiteten autoritären Regime und ihren Zensurmaßnahmen (gegen die die dortige Kirche ankämpft) in einen Topf geworden zu werden, erfand man ein schönes neues Wort für eine alte Sache. „Bußschweigen“ klingt spirituell und fromm und harmlos und einem Ordensmann angemessen.

Offensichtlich aber haben einige brasilianische Bischöfe nicht locker gelassen, das „Bußschweigen“ wurde vorzeitig, einige Wochen früher als vorgesehen, beendet. Wahrscheinlich aber spielten kirchenpolitische Gründe die ausschlaggebende Rolle: Man wollte ein Rezeption der neuen römischen Stellungnahme zur Befreiungstheologie nicht von vornherein in Lateinamerika behindern. Wenn sich die Szene beruhigt hat, bleibt immer noch genügend Zeit, Boff abzuschießen.

(19. Jg. 3, 1986)

Nachdenklicher Rebell

Hermann Münzel im Alter von
70 Jahren gestorben

Es wird nicht leicht sein, sich daran zu gewöhnen, dass Hermann Münzel nicht mehr lebt. Zu viele Spuren hat er hinterlassen, zu viele Lichter angezündet, zu viele Projekte angeschoben. Nicht, weil er partout im Mittelpunkt stehen wollte - obwohl er auch davor keine Scheu hatte. Es war sein Lebensprinzip, sich um die Dinge, die er für wichtig hielt, selbst zu kümmern, mit rastlosem persönlichen Einsatz. Seine Kirche, der Erhalt der Umwelt, die Versöhnung in Nahost, die Entwicklung seiner Stadt und ihrer Bauten, die deutsche Vergangenheit, die Schüler, die er unterrichtete: Nichts war ihm egal. Und was ihm nicht egal war, dafür legte er sich ins Zeug. Man darf vermuten, dass er manchmal unglücklich war, weil der Tag nicht noch mehr Stunden hatte, um sich um noch mehr Dinge zu kümmern, die es aus seiner Sicht nötig gehabt hätten. Bequem war er nie. Für seine Mitstreiter nicht, weil Kompromisse, die er für faul hielt, nicht seine Sache waren. Bisweilen war die Kampflinie längst geräumt, da stand Hermann Münzel immer noch eisern auf seinem Posten. Für seine Gegner nicht, weil seine Emotionalität meist von fundierter Sachkenntnis und rhetorischem Geschick begleitet wurde. Und weil er Fehler und Grenzüberschreitungen mit entwaffnender Ehrlichkeit zugeben konnte - wenn er sie denn als solche einstufte.

Seinen Ruf als Kirchenrebell hat er sich redlich verdient. Sein Einspruch war um so konsequenter und unbeirrbarer, je wichtiger ihm ein Thema war. Also ging es bei der katholischen Kirche am heftigsten zur Sache. Er war Stachel im Fleisch seiner Kirche, gleichzeitig aber in ihrem Dienst Magnet und Kristallisationspunkt für Christen, die mit der amtlichen Glaubens-Hierarchie und ihrer Logik längst abgeschlossen haben. Er wird fehlen,

nicht nur den vielen persönlichen Freunden, sondern auch den zahlreichen Anliegen, die er zu den seinen machte. Hermann Münzel erlag am gestrigen Donnerstag in Konz-Karthus der langwierigen Krebs-Erkrankung, die ihn seit Monaten ans Bett gefesselt hatte. Freunden zufolge war es am Ende dennoch ein friedlicher Tod.

pf. Dieter Lintz
Trierischer Volksfreund am 10.3.06

Gotthard Fuchs

Kirche - wo bist du?

Eugen Drewermanns unerledigte
Fragen / Zur Diskussion

Um mit der Tür gleich ins Haus zu fallen: Sein Kirchenaustritt ist ein Ärgernis und ein Skandal, der keinen Christen gleichgültig lassen kann, jedenfalls keinen katholischen. Selbstverständlich ist die Intimität einer persönlichen Entscheidung zu achten und zu würdigen. Aber Leben und Werk von Eugen Drewermann, dieses genialen Autodidakten, hängen zu eng mit „seiner“ Kirche zusammen, als dass sich Amtsträger, Theologen und überhaupt Mitchristen bloß durch Verstummen oder Verschweigen davonstehlen könnten - sei es in ohnmächtiger Resignation oder in rechtshaberischer Selbst-Immunsierung. Dass es kaum öffentliche Reaktionen auf Drewermanns Entschluss in kirchlichen Kreisen gab, gibt zu denken und macht (mir) zu schaffen.

Schon lange zuvor hatte man sich bloß in sträfliches Schweigen gehüllt: Wie viele wechselseitig versäumte und ungenutzte Gelegenheiten in diesen fünfzehn Jahren und schon zuvor! Bischofskonferenz und Glaubenskommission reagierten nur apologetisch und doktrinal. Die theologischen Fakultäten banden den originellen Grenzgänger nicht ein in kontinuierliche Forschungsgespräche und vor allem in verbindliche Lehrtätigkeit. Runde Tische kamen nicht zustande. Die Kluft wuchs in wechselseitiger Schuldzuweisung und in kränkender, ja krankmachender Gegen-Abhängigkeit. Es ist ein Armutszeugnis, dass in „meiner“ Kirche nicht genügend Lebens- und Gestaltungsraum sein soll für solch eine prophetische, also gewiss auch unbequeme Persönlichkeit, die zudem spürbar ums eigene Überleben schreibt und gerade deshalb - wie einseitig und bestreitbar auch immer - Wesentliches für viele andere zu sagen hat. Warum denn sonst ist neben Kierkegaard gerade Dostojewski die bevorzugte Bezugsgestalt von Drewermanns Bibelauslegung und Daseinsdeutung? Kurzum: einfach zur Tagesordnung überzugehen, als wäre nichts Besonderes ge-

schehen, verbietet sich - aus Respekt vor der (bisherigen) Lebensleistung des tragischen Denkers und hilfreichen Seelsorgers, aus Solidarität mit der Gemeinschaft aller Christen, und darin vor allem um der Sache willen: der Sache der Menschwerdung, der Sache des Glaubens, der Sache der Kirche(n).

Mit Kierkegaard und Dostojewski

Es ist eine Schande, dass für solch einen kreativen und leidenschaftlichen Geist wie Eugen Drewermann kein Raum mehr in der Kirche sein soll. Es ist eine Tragödie, dass jemand wie er sich ausgeschlossen fühlen muss und selbst ausschließt. Denn Eugen Drewermann hat sich um die Kirche verdient gemacht. Unzählig vielen hat er neu Zugang zum christlichen Glauben, zur Jesus-Leidenschaft und auch zur Realität der Kirchen vermittelt. Umgekehrt verdankt er seine Wirkung in Zustimmung und (wachsendem) Widerspruch wesentlich der Kirche. Ohne das ständige „Widerlager“ der Kirche wäre er nie derart ins Zentrum auch des allgemeinen öffentlichen Interesses gerückt. Zudem: Wir hätten gerade die Bibel nicht ohne die Kirche. Und Drewermanns religiöse Leidenschaft lebt mit Kierkegaard vor allem aus der Bibel - freilich, auch dies programmatisch, im Gespräch mit dem Buddha, mit den nichtchristlichen Religionen überhaupt. Die „Kirche von Abel an“, wie die Kirchenväter sagten, ist es, die Drewermanns wortwörtlich katholische, weltumfassende Leidenschaft prägt: zum Katholisch-Werden in der Tat.

Von Drewermanns unerledigten Fragen nenne ich nur einige wichtige - stets des Leitspruchs von Ignatius von Loyola eingedenk, „dass jeder gute Christ mehr dazu bereit sein muss, die Aussage des Nächsten für glaubwürdig zu halten, als sie zu verurteilen“.

Mit der Hellsicht des Betroffenen setzte sich Drewermann von früh an mit moralistischen und legalistischen Engführungen des Christlichen auseinander. Wie viele haben die Frohe Botschaft des Evangeliums doch eher als Drohbotschaft gelernt und erlebt: nicht wohl-tuend, erlösend und ermutigend, sondern fordernd, bedrückend und einengend; zudem eng

verknüpft mit nicht nur autoritativen, sondern autoritären Verhaltensweisen und Strukturen, von außen auferlegt und mit Sanktionen für Diesseits und Jenseits belegt, ohne wirkliche Auseinandersetzung und Abklärung mit der eigenen Erfahrung und lebensgeschichtlichen Hoffnungsdynamik.

Was ich einmal „den kategorischen Indikativ“ des Glaubens nannte, die schlechthinige Zu-vorkommenheit Gottes und seiner Güte, steht im Mittelpunkt von Drewermanns Denken. Deshalb auch sein Pathos der Innerlichkeit und sein Beharren auf einer erfahrungssatten Theologie, einer *theologia experimentalis* im eigenen Leben. Gewiss: Drewermann ist ein Meister auch ironischer Rede und scharfer Schnitte. Er kann über das Ziel hinausschießen und auch verletzen. Wer ihm - im Sinn des Ignatius - nicht wohl will, findet auf Schritt und Tritt schnelle und auch falsche Alternativen, etwa zwischen Erfahrung und Dogma, zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit, zwischen Gnade und Gebot, zwischen Glaube und Kirche. Indem er aber auf der schlechterdings zuvorkommenden Wirklichkeit des Erbarmens Gottes beharrt, richtet er eine ständige Anfrage an christliches Verhalten - und an kirchliche Strukturen: stets neu ist die Kirche zu reformieren. Auch „die Gebote Gottes haben die Gestalt von Bitten“, wie Simone Weil sagt. Sie dürfen nicht äußerlich auferlegt oder gar mit Gewalt durchgesetzt werden. Wie oft wird das Hauptgebot von Juden und Christen, die Gottes- und Nächstenliebe, imperativisch, bloß fordernd, missverstanden, obwohl es doch mit dem gebieterischen Indikativ beginnt: „Höre Israel“, lass es dir gesagt sein!

Solche geistliche Leidenschaft wünschte man sich auch vom Lehramt

Leidenschaftlich besteht Drewermann auf der poetischen Dimension biblischer Glaubenssprache, auf der symbolischen - wir könnten auch sagen: sakramentalen - Dimension der Glaubenswirklichkeit. Seine Übersetzungen und Auslegungen biblischer Texte zielen mit Nachdruck auf die Wiedergewinnung dieser einladenden, dieser im besten Sinne mystagogischen, werbenden Poesie des Gottesglau-

bens. Das Erbe des bloß Moralischen und Lehrhaften, des Moralistischen und Doktrinalen lastet freilich noch schwer auf den Sprach- und Denkformen des Christlichen in kirchlicher Überlieferung und gegenwärtiger Gemeindepraxis.

Beispielhaft zeigt Eugen Drewermann, welche Dolmetscher-Kompetenz es braucht, welchen Sinn für Mehrsprachigkeit, um das Zwiegespräch zwischen heutigen Erfahrungen und biblischen Texten zu ermöglichen. Daß die kirchliche Überlieferung dabei primär negativ vorkommt, ist sehr zu bedauern. Aber vergessen wir nicht: *Traditio(n)* heißt vom Lateinischen her beides - Überlieferung und Verrat.

Es gehört zur Tragödie, dass Drewermann leider erst recht spät und dann höchst selektiv die Traditionen christlicher Mystik für sich entdeckt hat! Die dort praktizierte Kunst des vielfachen Schriftsinnes und einer erfahrungsgesättigten Auslegung gäbe seinem predigend-erzählenden Lebensprogramm klärende Resonanz. Drewermann ist ein erbaulicher Schriftsteller von Format, ganz im Sinne Kierkegaards. Manch anderem im Dienst der Verkündigung und des Lehramtes wünschte man wenigstens etwas von dieser geistlichen Leidenschaft und mystagogischen Kraft! Wenn doch jede Sonntagspredigt und jedes bischöfliche und päpstliche Lehrschreiben so auf die Goldwaage der Orthodoxie gelegt würde wie Eugen Drewermanns Glaubenspredigt!

„Strukturen des Bösen“

Unerledigt ist auch, was Drewermann mit seinem gewaltigen Jugendwerk „Strukturen des Bösen“ angeregt hat - in Zeiten einer nachkonziliaren Aufbruchs-Euphorie übrigens, in der dieses Thema ganz unzeitgemäß schien. Es geht darin um die Achtsamkeit für die Angstdynamik im menschlichen Leben jenseits von Eden, um deren Bedeutung für das Verständnis der Mysterien des biblischen Glaubens. Seitdem mit René Girard deutlicher wird, wie sehr die Gewaltthematik ins Zentrum des Christlichen gehört und in einer befreienden Sünden- und Kreuzestheologie gipfelt, die ein für allemal den Kreislauf von Angst und Gewalt durchbricht und ins österliche Licht der Auferstehung stellt, ist neu nach

den Abgründen der menschlichen Seele und der faktischen Geschichte im Spannungsfeld von Angst, Gewalt und Sünde zu fragen. Drewermann war es, der von einem ganz anderen Ansatz her als etwa Hans Urs von Balthasar - und doch in sachlicher Nähe zu ihm, wie einzig Eugen Biser erkannte, - die Dramatik des Gottesglaubens ausgearbeitet hat, die Tragik auch der menschlichen Existenz unter dem Gesetz unerlöster Angst und entsprechender Sünde. Wo diese „theodramatische“, heilsgeschichtliche Dimension christlicher Gottesrede nicht wiedergewonnen wird - und in vielen kirchlichen Verlautbarungen und theologischen Texten ist das leider so -, da wird der vom faktischen Leben gebeutelte Mitmensch die „Dynamis der Auferstehung“ (Phil 3,10), also die lebensbefreiende Bewegkraft des Glaubens, nicht entdecken und sich enttäuscht vom kirchlichen Christentum abwenden (müssen). Drewermanns Kraft, Märchen und Mythen, Dramen und Romane auszulegen, lebt ebenfalls aus dieser Leidenschaft, der ganzen, der abgründigen Dramatik des endlichen Lebens jenseits von Eden religiös und theologisch gerecht zu werden - Maßstäbe setzend für Theologenzunft und Kirche insgesamt.

Nicht vergessen sei Eugen Drewermanns vorbildliche Anstrengung, biblischen Schöpfungsglauben mit moderner Naturwissenschaft ins Gespräch zu bringen. Die letzten drei Bände seiner „Dogmatik“ derart zu würdigen und durchaus auch kritisch zu diskutieren, ist hier nicht möglich. Das Opus theologisch einfach totzuschweigen, ist kein Zeichen christlicher Dialogfähigkeit. Allein schon Kraft und Wille zu solch einer Dolmetscherleistung sind beispielhaft. Dazu kommt die Lebenspraxis: Drewermann fragt mit Recht, warum Tiere und Pflanzen, Natur und Kosmos christlich so wenig gewürdigt werden.

„Kleriker“

Spätestens seit seinem Kleriker-Buch, in dem er mit der Hellsicht des Verletzten auf die Pathologien, auf das Krankhafte und Krankmachende des Kirchlichen aufmerksam macht, steht in Drewermanns Werk die alte Frage neu im Raum, welche Kirchengestalt dem Evangelium angemessen sei und wie man mitten im falschen das wahre Glaubensleben

finde und gestalte. Die Kirche ist immer zu reformieren! Keine Frage: Eugen Drewermann gehört in den Chor jener geistlich Ergriffenen und Gezeichneten, die von der - kirchlich vermittelten - Gottunmittelbarkeit derart hingerissen sind, dass sie die Spannung zwischen Idealität und Realität der Kirche bis zum Zerreißen spannend und gespannt erleben. Der dunkle Zusammenhang zwischen Mystik und Häresie, zwischen Gottunmittelbarkeit und Kirchenbindung ist für christliche Existenz entscheidend und kann wie bei Simone Weil so weit gespannt sein, dass sich jemand durch Christus höchstpersönlich verpflichtet sieht, der faktischen Kirche nicht beizutreten, weil er damit die Solidarität mit den Armen und anderen verriete.

Und die Fragen an ihn selbst

Der dreibändige Durchblick „Die Kirchenkritik der Mystiker. Prophetie aus Gotteserfahrung“, den Mariano Delgado und ich gerade herausgegeben haben (bei Academic Press, Fribourg und Kohlhammer, Stuttgart), lässt die Kirchnerfahrung Eugen Drewermanns in einem größeren Zusammenhang erscheinen. Ein Pierre Teilhard de Chardin jedenfalls hat auf die freundschaftliche Empfehlung, angesichts seiner Konflikte doch aus der Kirche auszutreten, geantwortet: „Wäre es für mich logisch, wenn ich, durch einen Bruch mit meiner Kirche, ungeduldig das Wachsen des christlichen Triebes forcierte, von dem ich überzeugt bin, dass sich in ihm der Saft der Religion von morgen vorbereitet? Ich bin Gefangener in der Kirche aufgrund eben der Anschauungen, die mir ihre Unzulänglichkeit aufdecken...“ Teilhard war überzeugt, „dass meine besten Anstrengungen nutzlos wären, wenn ich mit dem religiösen Strom bräche, bei dem das Problem nicht darin besteht, ihn zu bekämpfen, sondern ihn umzuwandeln. Auf einem solchen Schlachtfeld kann ich nicht aus politischen Überlegungen, sondern aus reiner Überzeugung nur von innen her wirken.“

Keinen Augenblick geht es um Heldenverehrung oder Glorifizierung. Zu den unerledigten Fragen Eugen Drewermanns gehören auch die an ihn selbst: Warum immer noch diese aggressive Gegen-Abhängigkeit zu „Mutter“ Kirche - bis hin zum Austritt jetzt? Warum diese

obsessive Pauschalkritik am kirchlichen, am geistlichen Amt ohne argumentative Entfaltung seines tiefen Sinnes? Warum diese mangelnde Bereitschaft, sich wirklich ernsthaft auf theologische Diskurse einzulassen und den Reichtum an Glaubensweisheit in Theologie und Mystik, auch in Dogma und Dogmengeschichte ernsthafter zu würdigen? Warum diese autodidaktisch verkapselte „Wut des Verstehens“, diese schier egomane Zitiersucht? Vor allem aber: Warum diese Flucht aus der konkreten Auseinandersetzung mit der konkreten kirchlichen Realität - ja, warum die Ausgrenzung der Kollegen in Priesteramt und Theologie, die ihm verbunden sind und bleiben? Bei der britischen Sozialanthropologin und Ritualforscherin Mary Douglas zum Beispiel kann man lesen und lernen: „Jede neue Religion, die Bestand haben will - und sei es auch nur ein Jahrzehnt über ihr erstes revolutionäres Aufflammen hinaus -, muss den Schritt von der inneren zur äußeren Religiosität tun.“ Das war und ist eine Stärke der katholischen Kirche, die Drewermann wie selbstverständlich voraussetzt und nutzt, zugleich aber verachtet und denunziert.

Fragen über Fragen, die der ehrlichen Gesprächsarbeit bedürften! Voraussetzung dafür aber ist und bleibt es, Leben und Werk Eugen Drewermanns als Anfrage an Kirche und Theologie überhaupt ernstzunehmen und durchzuarbeiten. In der Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über „die Kirche in der Welt von heute“ heißt es doch klar: „Ja, selbst die Feindschaft ihrer Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben“ („Gaudium et spes“ 44). Um wie viel mehr gilt dies für einen begnadeten Gottsucher und verletzten Christenmenschen! Die Wunde am Leib der Kirche(n) schmerzt mehr denn je! Zur „Kirche von Abel an“ gehört Eugen Drewermann jedenfalls weiterhin, Gott sei Dank.

Aus: Christ in der Gegenwart Nr.07/2006

Volker Popp

Hatra, die geheimnisvoll „runde Stadt“

Arabia in Nordmesopotamien und der Ursprung der Korangese

Zu den Mythen, welche mit den Kalifen von Bagdad verbunden werden, gehört die Vorstellung vom Erbauen und Bewohnen einer „runden Stadt“. Dazu schreibt die FAZ vom 2. März 2006, S. 9: „Nun, bislang haben wir einen zeitgenössischen Plan (der dem angeblichen Plan der Verteidigungslinien Saddam Husseins, die der BND übermittelt haben soll, ähnelt, Verf.) nicht ausfindig machen können. Der Islamwissenschaftler Gernot Rotter hält es gar für sehr unwahrscheinlich, dass noch Pläne aus dem achten Jahrhundert zu finden sind, die der geheimnisvollen Strategieskizze ähneln könnten. Wohl aber gibt es Zeichnungen, die Wissenschaftler in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten angefertigt haben. Auch gibt es ausführliche Berichte mittelalterlicher Chronisten.“

Im Jahr 762 ließ der Abbasidenkalif Al Mansur („der siegreiche“) am linken Ufer des Tigris seine künftige Residenz als Rundstadt bauen. Er nannte sie ‚Madina al Salam‘ (Stadt des Friedens), die Historiker nannten sie ‚Madina al mudawwara‘ (die runde Stadt). Der Name Bagdad wird in der Enzyklopädie [sic!] des Islams auf eine persische Bezeichnung für ‚Geschenk Gottes‘ zurückgeführt. Der berühmte islamische Historiker Tabari (839 – 923), dessen ‚Kurze Geschichte der Propheten und Könige und Kalifen‘ eine wichtige Quelle für die Islamwissenschaft ist, schrieb darüber: ‚Er baute vier Tore nach dem Vorbild der Militärlager im Krieg, und er baute zwei Mauern, von denen die innere höher als die äußere war.‘ Der Kalif habe die Stadt als Rundstadt gebaut, schrieb Tabari weiter, weil er auf diese Weise – wenn er sich in ihrer Mitte ansiedelte – immer am weitesten von den Stadttoren entfernt sei. In einer anderen Deutung für die in Al Mansurs Zeiten nicht unübliche Bauform heißt es, sie habe den Herrschaftsanspruch der Abbasiden als Zentrum der gesam-

ten arabischen Welt verdeutlichen sollen. Haben Saddam Hussein (der sich gerne als Saladin der Moderne stilisierte) und seine Strategen also möglicherweise bei Al Mansur abgekupfert, als sie ihren Verteidigungsplan entwarfen?“

Leider lassen sich von dieser angeblichen Rundstadt keinerlei Relikte finden. Al Mansurs Stadt ist verschwunden, als ob sie nie existiert hätte. Sattelitenaufnahmen von Bodenformationen in der Region lassen darauf schließen, dass die Palaststädte der Abbasidenherrscher in der Art persischer Landgüter (Geschenk Gottes), vergleichbar den römischen Villen, organisiert waren – also keineswegs nach dem Modell einer „runden Stadt“ – und dass jeder Herrscher sich eine neue, ländliche Residenz erbaute.

Die Vorstellung von Bagdad als einer „runden Stadt“ ist nichts anderes als eine Reminiszenz an Hatra, die Hauptstadt von A'rabia (im 3. Jahrhundert zerstört). Hatra war die runde Stadt. Zu Tabaris Zeiten war diese Tatsache bereits Historie. Er verknüpfte dieses Ideal einer nordmesopotamischen Stadt, in deren Zentrum der zentrale Tempel lag, mit einer fiktiven Neugründung zur Abbasidenzeit. Deren Zentrum sollte die Moschee sein.

Das Königreich der ‚Arab in der ‚Jazira‘ („Halbinsel“) zwischen Euphrat und Tigris

Im 1. Jahrhundert war das Königreich der A'raB nur eines der „arabischen“ Königreiche in Syrien und Nordmesopotamien. Der Herrscher nennt sich in Inschriften: *mlk hdr* (König von Hatra) und von A'RaB. In der Sprache von Hatra bedeutet dies nur, dass er König von Hatra ist und zugleich der westlichen Gebiete (A'RaB) bis hin nach Antiochien. A'rabia ist nichts anderes als eine von Aramäern und *a'rab* bewohnte Region. Deren Sprache wird auch im Koran erwähnt als *lisān a'rabī mubīn* (laut R. Paret handelt es sich um deutliche arabische Sprache). Die Islamwissenschaft geht davon aus, dass es sich hier um Sprecher des Arabischen handelt. Ob die *a'rab* des Königreichs Hatra Arabisch sprachen, wissen wir nicht. A'rabia wurde zuerst als geographische Region in Me-

sopotamien bekannt. In späteren Jahrhunderten wird diese auf syrisch-aramäisch auch *Beth Arabaye* genannt. Dann erst werden ihre Bewohner auch Araber genannt, zuvor nannte man nur die Namen von Stämmen. So wurden, fälschlich, aus den *tayye mahagraye* muslimische Araber (P. Crone, Haggarism), obschon es im engeren Sinn nur um eine biblische Genealogie eines Stammes (die *tayye*, abstammend von der Hagar) ging.

Das Gebiet zwischen Euphrat und Tigris wird von den Arabern als *Jazira* (Halbinsel) bezeichnet, wohl weil es wie eine Insel zwischen den beiden Flüssen lag. Das Reich von Hatra lag somit in einer Region, welche seine Bewohner A'rabia (Arabien) nannten, und diese war Teil der *Jazira* (Halbinsel), dem Land zwischen Euphrat und Tigris. A'rabia hat also keineswegs etwas mit der Arabischen Halbinsel zu tun.

Zu den „arabischen“ Königsreichen in Syrien zählten des weiteren:

1. Das Königreich der Nabatäer. Der nördliche Teil ihres Reiches wurde unter Trajan im Jahr 106 eingezogen und mit der Hauptstadt Bosra (heute Eski-Scham bei Damaskus) zur römischen Provinz Arabia umgewandelt. Im 5. und 6. Jahrhundert war Bosra Residenz der arabischen Konföderierten der Römer, der Ghassaniden. Unweit von Bosra, im Hauran, war der römische Kaiser Philippus Arabs (242-249) zu Hause.

2. Das Gebiet von Emesa. Die Könige von Emesa am Orontes in Nordsyrien waren verschwägert mit Herodes Agrippa I. und M. Iulius Agrippa II. Dies war nicht ungewöhnlich, war doch auch die nabatäische Dynastie in früherer Zeit versippt mit den Königen Israels. Nachdem der römische Kaiser Domitian (96) ihre Herrschaft beendet hatte, trat an ihre Stelle ein Priestergeschlecht des Baal von Emesa. Diesem verdankt Rom einige, bis heute nicht verstandene Kaiser, wie Caracalla (211-217), Elagabal (218-222) und Severus Alexander (222-235), ein weiterer Priester des Sonnengottes. Elagabal ließ den schwarzen Stein seines Gottes nach Rom bringen. Auf Dauer etablierte sich der Sonnengott von Emesa als Sol Invictus im römischen Pantheon.

3. Das Königreich von Edessa. Die Dynastie Abghars regierte hier ab 132 ein selbständiges Königreich. Dieses war in die Kämpfe zwischen Römern und Parthern verwickelt. Von 165 an römische Kolonie, wurde es früh christianisiert und konnte zeitweise zum bedeutendsten Bischofssitz in Ostsyrrien werden.

Der Untergang Hatras und die Rolle der Deportationen der christlichen Bevölkerung Syriens ins Innere Irans

Im Jahr 241 wurde Hatra von dem Sassanidenherrscher Schapur I. erobert. Vom Beginn der Sassanidenherrschaft an war es gängige Praxis, Teile der (auch christlichen) Bevölkerung Syriens zu deportieren. Während der Vorstöße der Sassaniden ins Byzantinische Reich und während der Besetzung des byzantinischen Orients unter Chosroes II. im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts wurde die Bevölkerung von Antiochien, Edessa und Jerusalem ins Innere deportiert. Diese Märsche nach Osten waren eine jahrhundertlang gängige Praxis. So wurden auch große Teile der Bevölkerung der *A'rabiya*, also Aramäer sowie auch Araber im heutigen Sinn, nach Osten deportiert. Deswegen kann es nicht verwundern, dass mit den Christen Syriens auch das *syrische Christentum ins Innere des Perserreichs* importiert wurde. Dieses Christentum – die Deportationen erfolgten seit 241 – war naturgemäß zuerst noch „vornizienisch“ (das Konzil von Nizäa fand 325 statt).

Bedenkt man die Rolle, welche die Araber des Westens (oder auch, noch weiter westlich, die Germanen) in der Geschichte Roms spielten, dann fällt es nicht schwer, sich vorzustellen, dass auch die *a'rabi* des Ostens ihren Platz in der iranischen Gesellschaft fanden. Hinzu kommt ein Zustrom von „Arabern“ nach Iran als Resultat der Beherrschung weiterer Teile (des heutigen) Arabiens durch die Sassaniden. So verwundert es nicht, dass fast bis zum Ende der Sassanidenherrschaft die arabischen Vasallen in al-Hira (im Südiran bei Basra) anzutreffen sind.

Allein, die trennende Schranke zwischen den Herrschern Irans und den *a'rabi* und „Arabern“ Irans war die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Religionen: Der Zoroastrismus der Sassaniden und das Christentum der Deportierten. Daher war eine Integration nach römischem Muster nicht denkbar; denn dort hatte zuerst das Heidentum Römer und Araber verbunden wie später das Christentum, welches ebenfalls Römern und Arabern gemein war.

Begriffe aus der koranischen Christologie finden sich um die Mitte des 7. Jahrhunderts in Inschriften auf den arabischen Münzen aus dem Osten Irans. Besonders auffällig sind Hinweise auf Münzen aus Sakastan (im Südwesten des heutigen Afghanistan gelegen), welche ein regelrechtes theologisches Programm vorführen. Hier ist Jesus, erstmals historisch fassbar, als der *muhammad* (Erwählte) auch als *wali Allah* (Stellvertreter Allahs) tituliert. Er wird in dieser Zeit auch in Kirman bezeichnet als „Erwählter, Träger der Botschaft (des logos) von Gott“. In der Randschrift der Münzen wird dies bestätigt mit der Feststellung: „Im Namen Allahs ist er der Vertreter Allahs“. In Sakastan wird Jesus im Jahr 80 der Araber (701) auch vorgestellt als: *'abdallah wali Allah* (der Gottesknecht ist der Vertreter Allahs). Die Anfänge der im Koran später zu findenden Titulaturen Jesu sind also in Südwestafghanistan zu suchen, wo syrische Christen aus dem Reich Arabya, das bis Antiochien im Westen reichte, angesiedelt waren und dort – in der Isolation, ohne Verbindung zur Großkirche – ihr heimisches Christentum formuliert haben. Die Erinnerung an die idealtypische „runde Stadt“ Hatra konserviert in der späteren muslimischen Überlieferung diese historische Vorgeschichte des Islam bei den Deportierten von Hatra.

Zum Nachwirken dieser Deportationen passt die auffällig bedeutende Rolle des Propheten Mose im Koran. Er steht für ein Programm der Freiheit und Rückkehr in die Heimat, eines neuen Exodus. Die deportierten *a'rabi* hatten in der Fremde ihre Hymnen bewahrt, welche ebenfalls ihren Platz in den koranischen Materialien fanden. Die koranische Christologie von Jesus als einem *muhammad* („auserwählt“, „gepriesen“) und *'abdallah* („Knecht Gottes“) weist auf ein frühes Chris-

tentum hin, wie es zur Zeit der Eroberung Hatras in Syrien (241) existierte. Hinzu kommt, dass der Begriff *muhammad* schon seit den Tagen Ugarits (13. Jahrhundert v. Chr.) geläufig war als Bezeichnung für begehrenswertes, auserwähltes Gut. Unter den Sonderbedingungen der deportierten Christen in Südafghanistan bildete sich also eine spezifische Christologie und Theologie aus, die sie später, also nach dem Zusammenbruch des Sassanidenreiches um die Mitte des 7. Jahrhunderts, und ihrer „Heimkehr“ aus der Fremde, nach Ostsyrien (vgl. die Münzprägungen) und später auch nach Westsyrien mitbrachten. Nachdem sie die Herrschaft erringen konnten, propagierten sie diese Theologie als ihre offizielle Doktrin (vgl. Inschrift im Felsendom sowie koranische Materialien), im Gegensatz zu der Theologie, die die syrische Kirche auf Grund ihrer Kommunikation mit der byzantinischen Kirche mittlerweile angenommen hatte, und erst recht im Gegensatz zu der monophysitischen Theologie der westlichen Araber, der Ghassaniden. Zur „Vorgeschichte“ des späteren Islam gehört also eine eigentümliche christliche Geschichte einer Sondergruppe in Afghanistan, die später zu den Herren der ganzen Region wurde. Ohne deren Kenntnis sind die (späteren) Anfänge des Islam nicht zu verstehen.

Karl-Heinz Ohlig

Keine Einschränkung der Pressefreiheit

Zum Karikaturenstreit

Die „spontanen“ Demonstrationen, Zerstörungen und Ausschreitungen mit Verletzten und sogar Toten in der islamischen Welt machen betroffen. Die Bilder fanatisierter Massen im Nahen Osten, aber auch in Afrika (Nigerien) und Asien (Afghanistan, Pakistan, Indonesien), die in den Fernsehnachrichten gezeigt

werden, sind abstoßend und verzerren den Eindruck, den die mehrheitlich friedfertigen Muslime – auch unsere muslimischen Landsleute – hinterlassen.

Natürlich ist jedem Beobachter klar, dass die – um Monate verzögerte – Empörung über die in der dänischen Zeitschrift *Jyllands-Posten* publizierte Mohammedkarikaturen gelenkt und von bestimmten Ideologen instrumentalisiert sind; die wenigsten Demonstranten werden die Karikaturen je gesehen haben. Indem der „Volkszorn“ auf eine angebliche Beleidigung Mohammeds gerichtet wurde, ergab sich ein Ventil für das Leiden an politischen und soziale Missständen in den eigenen Ländern, eine erwünschte Solidarisierung der Massen hinter bestimmten Positionen und Führerfiguren sowie eine scharfe Abgrenzung gegen den Westen und auch das Christentum.

So könnte man die Sache auch einfach beiseite schieben, hoffen, dass sich die Emotionen bald legen werden und der Dialog, wie üblich, fortgesetzt werden kann. Aber ganz so unkompliziert verhält es sich nicht; der Karikaturenstreit legt Dimensionen offen, die im künftigen Verhalten dem Islam gegenüber berücksichtigt werden müssen.

Eine falsche Reaktion wäre es sicher, die Pressefreiheit so einzuschränken, dass mehr Rücksicht auf religiöse Sensibilitäten genommen werden muss. In diese Richtung gehen Argumentationen „wohlmeinender Gutmenschen“, aber auch aus den christlichen Kirchen, die als Nebeneffekt selbst davon zu profitieren wünschen – oft werden ja auch „christliche“ Gefühle verletzt.

Natürlich gibt es zu religiösen Themen auch Stillosigkeiten und banale Kritik in Presse, Film und Fernsehen, bei denen man sich fragt, was sie sollen; besonders Spott, Satire und Karikaturen sind „ernsthaften Frommen“ ein Dorn im Auge. Aber diese Phänomene beschädigen weniger die Religion – oder sie war schon beschädigt – als das Urteil über den Charakter der jeweiligen Initiatoren. Es muss möglich sein und bleiben, über Religion zu spotten und auch, in dem Empfinden der betroffenen Gläubigen, Verleumderisches oder Dummes zu sagen. An dieser Freiheit hängt nicht nur das friedliche Zusammenleben in

unseren pluralistischen Gesellschaften und im globalen „Weltdorf“, sondern sie ist auch für die angesprochenen Religionen – die sich unter einer künstlichen Käseglocke keineswegs besser entfalten können – meist gut und hilfreich. Kritik, Spott, selbst geschmacklose Zerrbilder können gelegentlich auch nachdenklich machen (z.B.: wie kommt ein Karikaturist denn dazu, Mohammed als Terroristen darzustellen?).

So müssen wir dort, wo wir Einfluss haben, darauf bestehen, die Pressefreiheit ohne Wenn und Aber zu vertreten, obwohl dann immer von Zeit zu Zeit Entgleisungen passieren werden, sogar müssen – so sind wir Menschen halt. Damit müssen wir, Christen, leben, ebenso Angehörige anderer Religionen, auch der Islam. Gott und Religion werden dadurch im Grunde nicht tangiert, allenfalls unsere eigenen, oft recht eingeschränkten, religiösen Vorstellungen.

Es ist seit einiger Zeit schon so, dass Zeitschriften – sogar „kritische“ wie *Le Monde* oder *Der Spiegel* –, erst recht Verlage scheuen, Islamkritisches zu publizieren, aus Angst vor bösen Reaktionen. Das kann nicht hingenommen werden; es wäre eine Behinderung auch der Wissenschaft, zudem auch eine Art von Selbstverstümmelung unserer freien Gesellschaften.

Die Karikaturen selbst, um die es in dem Streit geht, kann man sich aus dem Internet herunterladen; sie sind keineswegs so anstößig, dass der entstandene Lärm gerechtfertigt ist. Im Internet gibt es viel schlimmer Karikaturen, auch zu Mohammed, die auch schon in Zeitschriften veröffentlicht wurden und keinerlei Ärgernis hervorgerufen haben.

Muslime sagen, Mohammed dürfe nicht dargestellt werden. Dieses Abbildverbot findet sich nicht im Koran und wird von Schiiten (besonders in Iran und Irak) nicht beachtet, aus deren Tradition viele Mohammeddarstellungen vorliegen. Was aber in jedem Fall verboten sei, ist der Spott über den Propheten oder auch den Islam. Die Sunna erzählt vom Propheten, dass er nach der Rückeroberung Mekkas im Jahre 630 dort einige Leute habe ermorden lassen, die Spottgedichte über ihn verfasst hatten.

Und hier sind wir beim Kern der Sache. Der Koran enthält selbst viele Aufforderungen zur Gewaltanwendung und Tötung Ungläubiger oder von (angeblichen) Feinden des Islam. Zwar bietet er auch, in seinen älteren Teilen, friedfertige Aussagen. Manche davon werden im interreligiösen Dialog wie ein gegen Kritik immunisierendes Motto immer wieder zitiert, wie z.B. der (falsch übersetzte) Vers: „Es gibt keinen Zwang in der Religion.“ Nach späteren, zahlenmäßig stark überwiegenden koranischen Aussagen aber sieht es nicht ganz so schön aus: Sie fordern zur Feindseligkeit und Gewalt auf. Wegen dieser Widersprüche findet sich in der islamischen Tradition die Meinung, Allah habe durch eine neue, spätere Offenbarung frühere Offenbarungen ersetzt („abrogiert“). Gerade radikale Islamisten beziehen sich auf diese Abrogationstheorie, so dass für sie nur noch die Aufforderungen zur Gewalt gültig sind.

In dieser Hinsicht muss von den Muslimen verlangt werden, sich mit ihrer heiligen Schrift auseinander zu setzen und nicht, im Dialog, doppelzünftig zu sprechen. Solange auch die Aufforderungen zur Verfolgung und Tötung von Feinden (oder zum Schlagen der Ehefrauen) als Wort Gottes betrachtet werden, steht jeder Dialog auf tönernen Füßen.

Der Chefredakteur einer jordanischen Zeitung hat bedauert, dass Muslime keine Empörung äußern angesichts von Fernsehaufzeichnungen, in denen die Ermordung von Geiseln im Namen des Islam gezeigt oder zu Terror aufgerufen wird, wohl aber bei den dänischen Karikaturen; er wurde zum Rücktritt gezwungen.

In der neuesten Edition des Kairoer Korans, der in der ganzen muslimischen Welt, aber auch von (fast) allen Islamforschern im Westen als *der* Koran betrachtet wird, der offizielle Text, weil er angeblich mit dem übereinstimmt, der vom dritten Kalifen Osman zusammengestellt wurde, findet sich ein Vorwort des höchsten ägyptischen Muslimgelehrten. In ihm werden die Juden in einer Weise in den Schmutz gezogen, die man – nach allem, was passiert ist – nicht mehr für möglich gehalten hätte; hierbei geht es keineswegs um die israelische Politik, sondern um „die“ Ju-

den, es geht auch um Religion. Wo bleibt da der innerislamische Protest gegen die Verletzung religiöser Gefühle oder auch nur der Menschlichkeit – im Vorwort zur offiziellen Druckausgabe ihrer heiligen Schrift?

Kurz: Im Islam sollte eine breite Diskussion einsetzen, in der auch die eigenen Probleme und Blockaden erörtert werden. Wenn ein Christ dies fordert, weiß er natürlich, dass auch die eigene Geschichte im Übermaß Anlass gibt, selbst Schuld zu bekennen. Ebenso weiß er, dass bei allen heutigen Problemen nicht nur Religionen miteinander zu tun haben, sondern auch verschiedene Zeitalter einander konfrontiert sind: Muslimische Gesellschaften und Individuen wurden in den letzten Jahrzehnten unvermittelt von einem Mittelalter in die Moderne, von vorindustriellen Gesellschaftsformen in die heutige pluralistische Zeit katapultiert – und diese Moderne erscheint zudem noch mit dem Christentum verbunden. Dies macht Gespräche und Miteinander so schwierig, und es ist sicher notwendig, sich mit Geduld auf längere Veränderungsprozesse einzustellen; das kann nicht von heute auf morgen gelingen.

Diese für eine Zusammenleben mit unseren muslimischen Landsleuten in Europa wie auch in der ganzen Welt notwendigen Korrekturen würden aber behindert, wenn aus falsch verstandener Toleranz heraus Essentials der modernen Gesellschaft in Frage gestellt oder auch nur abgeschwächt würden. Damit schädigten wir nicht nur uns selbst, sondern auch dem (künftigen) Islam.

Zerschlagung der Laienräte-Strukturen in Regensburg

Vergleich zwischen Margarete Richardi und Prof. Dr. Johannes Grabmeier vor dem Oberlandesgericht München wegen Antrag auf Untersagung der Wiederholung von ehrverletzenden nicht zutreffenden Behauptungen

M. Richardi muss wahrheitswidrige Tatsachenbehauptung im Eilverfahren korrigieren und ihr Bedauern über mögliche Missverständnisse ausdrücken. Prof. Grabmeier verzichtet auf Hauptverhandlung und muss wegen der in Deutschland geltenden Meinungsfreiheit normale Geschäftsemails bei der Arbeit im Hauptausschuss als "Pamphlete" bezeichnen lassen.

Die Aussagen Richardis in der MZ vom 10.11.2005

Nachdem in der zweiten Novemberwoche die kirchenrechtswidrige Auflösung des Diözesanrats durch den Bischof von der Pressestelle des Bistums gegenüber den Medien angekündigt worden war, hat die Mittelbayerische Zeitung in Regensburg dazu auch die Diözesanrätin Margarete Richardi befragt. Sie

wurde so in der Mittelbayerischen Zeitung vom 10.11.2005 zitiert:

'Diözesanratsfrau Margarete Richardi, zugleich bayerische Vorsitzende des Sozialdienstes katholischer Frauen teilt diese Einschätzung nicht. "Ich schätze Fritz Wallner als redlichen Menschen. Er hat das sehr gut und engagiert gemacht - aber leider auch immer wieder Störfeuer aus den eigenen Reihen erlebt." Richardi spielt auf Aktionen des streitbaren Diözesanratskollegen Prof. Johannes Grabmeier an: "Er hat uns überzogen mit Pamphleten gegen den Bischof." Die Auseinandersetzungen hätten den Diözesanrat gelähmt. " So wie es zuletzt war, war es nicht mehr schön. Ich habe mir mehrfach überlegt, meine Arbeit im Sachausschuss für Ehe und Familie niederzulegen. Die Reform des Bischofs findet ihre Zustimmung, ...'

Die Stellungnahme des Diözesanratsvorsitzenden Wallner vom 10.11.2005

Mit diesen Aussagen eilt Frau Richardi offenkundig dem Bischof zu Hilfe um dessen unverständliche Dekrete zu rechtfertigen. Dass sie dabei die Schuld ungerechtfertigt auf Grabmeier schiebt, scheint sie nicht weiter zu stören. Am gleichen Tag schon weist der Diözesanratsvorsitzende Fritz Wallner in einer Email an den Hauptausschuss die Aussagen von Frau Richardi zurück:

"Es wird uns allen angelastet, dass wir zusammenhalten. Dazu darf ich feststellen: Wir können froh und dankbar unserem Herrgott gegenüber sein, dass er uns zusammengeführt und uns diese schöne Gemeinschaft während der letzten Jahre geschenkt hat. Dass diese Harmonie - zunehmend gewürzt mit konstruktiven Diskussionen - unter Katholiken manchen nicht gefällt, das darf uns nicht stören. Aber wundern dürfen wir uns schon.

Die Äußerung von Frau Richardi der MZ (vgl. beiliegenden Bericht) gegenüber ehrt mich einerseits. Dass es im Diözesanrat nicht mehr schön gewesen sein soll, das kann allerdings nur jemand sagen, der kaum mehr zu unseren Zusammenkünften (Vollversammlung, Hauptausschuss) gekommen ist. Ich halte es auch für

nicht fair, Prof. Dr. Johannes Grabmeier die "Schuld" in die Schuhe zu schieben. Unsere Charismen und Erfahrungen, unsere Temperamente und unser Engagement sind sehr unterschiedlich. Gerade uns als Christen zeichnet aus, dass wir versuchen uns gegenseitig zu verstehen, uns gegenseitig zu stützen, aber auch wichtige Hinweise zu geben."

Die Stellungnahme Prof. Dr. Grabmeiers

Prof. Dr. Grabmeier selbst wendet sich an die Mittelbayerische Zeitung und erklärt:

"Ich fordere Frau Richardi auf, ihre in jeder Hinsicht falsche und haltlose Behauptung über mich, die in der Regensburger Mittelbayerischen Zeitung vom 10.11.2005 zitiert wurde, öffentlich zurückzunehmen. Weder von mir noch von anderen verfasste Pamphlete der von ihr behaupteten Art gab es und gibt es folglich auch keine lähmenden Auseinandersetzungen darüber."

Die Mittelbayerische Zeitung veröffentlicht diese Stellungnahme am nächsten Tag. Prof. Grabmeier lässt die Aufforderung Frau Richardi per Einschreiben mit Rückantwortschein zukommen.

Frau Richardi im Jahr 2005 kaum bei Sitzungen anwesend

Frau Richardi ist wie Prof. Dr. Grabmeier Mitglied des Hauptausschusses, der die Geschäfte zwischen den Vollversammlungen führt und sich in diesem Jahr dazu bisher sechsmal zu Sitzungen getroffen hat. Frau Richardi hat nur an einer (!) dieser Sitzungen teilgenommen, und da auch nur etwa bis zur Hälfte. Auch bei der dreitägigen Klausurtagung des Diözesanrats im März hat Frau Richardi leider gefehlt. Ähnliches gilt für den Sachausschuss Ehe und Familie, dessen Vorsitzende sie sogar ist. Unverständlich für viele ist, warum sie durch solche Behauptungen vom eigentlichen Kern der derzeitigen Probleme ablenkt.

Zitat auch im Katholischen Sonntagsblatt, Diözesanrat Hys empört sich

Am Wochenende darauf wird das Zitat im katholischen Sonntagsblatt veröffentlicht. Diözesanrat Leo Hys aus Weiden empört sich darüber und schreibt einen Leserbrief, der aber im *Sonntagsblatt* nicht veröffentlicht wird. Ebenso weigert sich der Chefredakteur Mohr, die Stellungnahme Grabmeiers abzdrukken und eine Gegendarstellung zu veröffentlichen.

Im Leserbrief von Leo Hys hieß es:

"ich widerspreche mit Nachdruck der Äußerung von Frau Richardi, Professor Dr. Johannes Grabmeier habe den Diözesanrat mit Pamphleten gegen den Bischof überzogen. Sie entspricht in keinster Weise der Wahrheit und ist in meinen Augen reine Verleumdung."

Außergerichtliche Klärungsversuche durch Prof. Grabmeier

Am Montag darauf versucht Prof. Dr. Grabmeier telefonisch bei Frau Richardi eine Beilegung des völlig unnötigen Konfliktes zu erreichen und sagt ihr, dass es unter Christen doch andere Möglichkeiten zu Konfliktlösung als den Gang zum Rechtsanwalt und Richter geben müsse. Er gibt ihr die Möglichkeit bis zum nächsten Tag sich entsprechend bei ihm zu melden, das geschieht jedoch nicht. Darauf wird sie durch seinen Rechtsanwalt aufgefordert, schriftlich zu erklären, dass sie die Behauptung widerruft und mit Vertragsstrafe verbunden eine Wiederholung unterlässt. Frau Richardi gibt diese Erklärung nicht ab, sondern besteht darauf, dass das ihre Aussage ein ihr zustehendes Werturteil sei. Auch eine Wiederholung schließt sie nicht aus. In völliger Verkennung der Realität lässt sie erklären, dass sie mit ihrer Aussage nicht beabsichtigt hätte, Prof. Grabmeier herabzusetzen. Auf Grund dieser Antwort ist nun für Prof. Grabmeier eine gerichtliche Klärung unvermeidbar.

Antrag beim Landgericht Deggendorf: Richardi braucht Hilfe...

Ein entsprechender Antrag zum Erlass einer einstweiligen Verfügung auf Untersagung der Wiederholung wird daher vom Rechtsanwalt Grabmeiers beim Landgericht Deggendorf eingereicht. Frau Richardi bekommt ausführlich Gelegenheit zur Stellungnahme. Da Prof. Grabmeier erklärt, dass er keine Pamphlete gegen den Bischof verfasst hat, muss nun Frau Richardi zu ihrer Entlastung irgendwelche Dokumente vorlegen, die sie als solche auf Grund der Meinungsfreiheit bewerten kann. Sie liest, wie sie Prof. Grabmeier gegenüber erklärte, kaum Emails und konnte daher den Email-Verkehr des Hauptausschusses kaum verfolgt haben. Jedenfalls hatte sie diese Emails nicht archiviert. Sie wendet sich an den Onkel von Prof. Grabmeier, Domkapitular im Ruhestand, der sich auf Drängen des Bischofs vor zwei Jahren im Alter von 76 Jahren zum geistlichen Beirat des Diözesanrats hat ernennen lassen und der glaubt, dort auf Grund seines Weiheversprechens ausschließlich die Positionen des Bischofs durchsetzen zu müssen. Er übergibt Frau Richardi 5 Emails von Prof. Grabmeier an den Hauptausschuss in der Zeit von Juli bis Oktober 2005. Diese werden von ihr nun zu "Pamphleten" umgedeutet.

... und bekommt sie: Menschlich-tragisch: Onkel gegen Neffe

Hier bekommt die ganze Affäre endgültig einen menschlich-tragischen Charakter. Nach der mit viel Beifall des Diözesanrats bedachten Rede zum Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden Wallner bei der Vollversammlung am 08.10.2005 steht Prälat Grabmeier auf und glaubt als einziger Wallner mit Vorwürfen überschütten zu müssen, die er auf einem Zettel schon vorab formuliert, vorträgt. In diesem Zusammenhang spricht er auch, für alle unverständlich, von irgendwelchen E-Mails gegen den Bischof. In der später dem OLG München vorgelegten eidesstattlichen Erklärung Fritz Wallners heißt es über diesen Vorfall:

"Bei der Vollversammlung am 08.10.2005 hat ein Diskussionsredner aus der 4. vorgelegten E-Mail vom 14.9.2005 ohne Angabe von Sender und Empfänger und ohne zu sagen, dass

es sich um ein dort enthaltenes Zitat handelte, Passagen vorgelesen. Mir - und nach meinem Eindruck auch den anderen Teilnehmer der Vollversammlung - war überhaupt nicht klar, um was es da gehen sollte und von wem diese E-Mail stammte und an wen sie geschickt war. Ich selbst hatte als Empfänger dieser E-Mail keinerlei Erinnerung mehr an die vorgetragenen Passagen."

Josef Grabmeier zitiert aus einer Email von Prof. Dr. Grabmeier - und zwar: ohne ihn als Verfasser der Email zu nennen, ohne zu sagen, dass er lediglich aus einem in der Email enthaltenen Zitat zitiere und unter Weglassung genau der entscheidenden Stelle. Prof. Grabmeier hatte diese Email als Reply (!, nicht als "Pamphlet") auf eine Email von Fritz Wallner geschrieben, die dieser an den Hauptausschuss gerichtet hatte. Wallner beklagt sich darin über die Berichterstattung der Tagespost über eine Stellungnahme von Kardinal Hoyos zur Satzungsänderung des Bischofs vom April:

'Bereits vor den regionalen Presseorganen war offensichtlich die überregional erscheinende "Tagespost" informiert worden, die bereits am 13. September berichtete und kommentierte. Bitte lesen Sie selbst was da alles steht. Jeder Kommentar unsererseits erübrigt sich.'

Prof. Grabmeier widerspricht nun Wallner wie folgt:

"da bin ich nicht Ihrer Meinung. Wir müssen mal klar und deutlich sagen, dass die Tagespost schlecht recherchiert, Unwahrheiten und Verleumdungen nicht nur einmal verbreitet. Traurig genug, wenn der Bischof glaubt sich auf so ein Medium stützen zu müssen.'

Dann zitiert Prof. Grabmeier mit Quellenangabe einen anonymen im Internet schreibenden Regensburger Diözesanpriester, der sich für die Tridentinische Messe einsetzt. Kern des Zitats ist die Aussage

"Der einzige, der von Müller II begeistert ist, ist Guido Horst von der Tagespost."

Davor wird von diesem Priester über einen

"kalten und intoleranten Umgang mit den Menschen für die er eigentlich Hirte sein soll"

gesprochen. Danach heißt es dann

'In Regensburg hat Müller II weder Freunde aus dem rechten, noch aus dem linken Lager. Fast wie Napoleon kurz vor der Verbannung.'

Diese Email wird nun von Frau Richardi zum Pamphlet Grabmeiers gegen Bischof Müller hochstilisiert. Damit diesem Berichterstattendem Aufsatz kein ähnliches Schicksal blüht, erklären wir hier, dass wir uns von der Aussage dieses Priesters nicht nur hinsichtlich seines Wunsches nach Einführung der Tridentinischen Messe sondern auch hinsichtlich seiner Aussage über Bischof Müller distanzieren. Dafür bemüht sie höchstrichterliche Urteile, die angeblich sagen, dass man, distanziert man sich nicht explizit, sich die Meinung eines Zitats zu eigen macht. Bereits in der Vollversammlung hatte Grabmeier gesagt, es verstehe sich doch von selbst, dass er sich nicht für die Tridentinische Messe einsetzte.

Zensurvorwurf Wallner wird zum Pamphlet Grabmeiers

Noch absurder wird eine weitere Email als Pamphlet umgedeutet. Am 7.8. hat Fritz Wallner ebenso den Hauptausschuss angeschrieben und spricht davon, dass "jetzt Zensur eingekehrt" und verschickt wie üblich mehrere Zeitungsartikel, Grabmeier antwortet dem gleichen Personenkreis, damit wird automatisch die ursprüngliche Email von Wallner nochmals wiederholt. Der Beitrag Grabmeiers in der Email ist nun lediglich:

"in Ergänzung: es war auch noch was im Münchener Merkur" und er heftet einen Artikel dieser Zeitung an.

Nun sagt Frau Richardi, Grabmeier hätte sich die Aussage Wallners zu eigen gemacht, da er sich nicht von ihr explizit distanziert hätte. Die Aussage sei also in Richardis Wortgebrauch ein Pamphlet Wallners gegen den Bischof und damit auch eines von Grabmeier gegen den Bischof, Letztlich kommt Frau Richardi damit durch, da die Gerichte den Artikel 5 des Grundgesetz hier als sehr hohes Gut

ansetzen und jeder und jede damit Unsinn behaupten dürfen wie sie wollen. Das wird dann zwar von niemandem verstanden und Frau Richardi macht sich hochgradig lächerlich, wenn sie im gleichen Zeitungsartikel Wallner lobt (wofür sie übrigens von Wanner einen sehr deutlichen Telefonanruf erhalten haben soll), der also Pamphlete gegen den Bischof verfassen darf, und wegen der gleichen Sache im gleichen Artikel dann aber Grabmeier massiv angreift.

Es gelingt das LG Deggendorf zu verwirren

Mit der Schützenhilfe des Onkels durch seine Weitergabe von 5 E-Mails gelingt es nun sogar das Landgericht Deggendorf zu verwirren. Die geworfenen Nebelkerzen zeigen ihre Wirkung. In einem abenteuerlichen Schriftsatz verwirft das LG den Antrag Grabmeiers, spricht von 7 statt von in Wirklichkeit 5 vorgelegten E-mails, wertet diese alle als Stellungnahmen zur Abschaffung des Diözesanrats, die erst am 08.11.2005 bekannt wird, während die letzte vorgelegte Email vom 1.10. ist. Dieser haarsträubenden Beschluss kann nicht stehen gelassen werden. Grabmeier wendet sich an die nächste Instanz, das OLG München.

Das OLG München stellt die Gerechtigkeit wieder her: Unwahre Aussage Richardis wird korrigiert, sie muss ihr Bedauern ausdrücken.

Die Fehler des LGs Deggendorf wurden in der Verhandlung vor dem OLG korrigiert und Frau Richardi und Prof. Dr. Grabmeier haben auf Vorschlag des Gerichts einen Vergleich geschlossen.

Es wurde dabei die unrichtige Aussage von Frau Richardi korrigiert. Auch aber hat das Gericht mündlich klargestellt, dass man in Deutschland gemäß Meinungsfreiheit fast sagen alles sagen kann, was man will ("Pamphlet", "überzogen"). Auf eine - wie vom Antragsteller im Detail ausgeführt - Trennung von Meinungsfreiheit, die in eine falsche und ehrverletzende Tatsachenbehauptung gekleidet ist, hat sich das Gericht nicht einge-

lassen. Schließlich darf man auch in Deutschland - sich auf das gleiche Grundrecht berufend, sagen, "alle Soldaten sind potenzielle Mörder".

Als unrichtige und wahrheitswidrige Aussage Richardis wird vom Gericht insbesondere der Aspekt herausgehoben, der den gesamten Diözesanrat betrifft, der angeblich von den Aktivitäten Grabmeiers gelähmt worden sei. Gleichzeitig muss sie ihr Bedauern über die dadurch verursachten Missverständnisse zum Ausdruck bringen. Im Vergleich heißt es wörtlich:

1. Die Beschwerdegegnerin (M. Richardi) erklärt:

Ich wollte mit meiner Erklärung gegenüber der Mittelbayerischen Zeitung, die in der Ausgabe vom 10.11.2005 veröffentlicht und von der Katholischen Sonntagszeitung in deren Ausgabe vom 19./20.11.2005 aufgegriffen wurde, nicht zum Ausdruck bringen, dass der Beschwerdeführer (Prof. Dr. J. Grabmeier) seine E-Mails an sämtliche Mitglieder des Diözesanrates gesandt hat. Soweit durch meine Äußerungen gegenüber der Mittelbayerischen Zeitung Missverständnisse entstanden sein sollten, bedauere ich das.

2. Der Beschwerdeführer verzichtet auf die Durchführung eines Hauptsacheverfahrens. Die Beschwerdegegnerin nimmt den Verzicht an.

3. Die Kosten des Rechtsstreits werden gegeneinander aufgehoben.

Teure Angelegenheit: OLG setzt Streitwert hoch

Gleichzeitig beschließt das OLG aber einen wesentlich höheren Streitwert als zuvor vom LG angesetzt. Beide Parteien haben jeweils ihre eigenen hohen Kosten zu übernehmen.

Kommentar

Es ist tragisch, was dieser Bischof Prof. Dr. Gerhard Ludwig Müller mit seinem unrechtmäßigen Handeln alles auslöst und letztlich zu verantworten hat. Tragisch auch die nun durch die gesamten Vorgänge gestörte, wenn nicht zerstörte Beziehung eines Neffen zu sei-

nem Onkel. Tragisch, dass eine persönliche Freundin des Papstes, der die meisten ihrer Enkelkinder getauft hat, glaubt sich leisten zu können, in dieser Weise Grabmeier in dieser Weise anzugreifen, nur um dem Bischof argumentativ beizustehen. Grabmeier wurde schon einmal im Sommer 2003 zu Unrecht vom Bischof verfolgt. Offensichtlich bleibt trotz allem dann etwas in gewissen Kreisen an ihm hängen und man glaubt, ihn ständig zum Sündenbock machen zu dürfen, obgleich er lediglich wie Fritz Wallner selbst aktiv und pflichtbewusst an der Sacharbeit des Hauptausschusses mitgewirkt hat. In einem Schriftsatz für das LG Deggendorf schrieb dazu der Rechtsanwalt Grabmeiers:

"Inhalt des Vortrages der Antragsgegnerin ist damit im Ergebnis, dass derjenige, der Vorgänge im Bistum Regensburg wahrnimmt und hierüber spricht, nicht den Auftrag des Diözesanrates erfüllt sondern ein Störenfried ist."

Diesem Handeln Richardis wurde vom OLG München nun ein Riegel vorgeschoben. Gott sei es gedankt gibt es in Deutschland noch eine Rechtssprechung außerhalb der Kirche, die in Regensburg nur noch Angst und Schrecken verbreitet. Leider ist nun für Grabmeier die Herstellung der Gerechtigkeit mit hohen Kosten verbunden.

Was hingegen Müller anrichtet, muss er einmal selbst vor seinem Herrgott verantworten und das ist nicht unsere Sache. "Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet" spricht der Herr. Ob allerdings der Freund Richardis, Papst Benedikt hier weiter ruhig zuschauen kann und will, muss auch er selbst beantworten. Nicht, dass am Ende noch der Anschein erweckt wird, dass der Papstbesuch in Regensburg als Bestärkung dieses Kurses interpretiert werden kann.

Norbert Sommer

Im Prinzip haben sie Recht,
aber...

Die christlichen Kirchen und die Mitbestimmung

Für die Anmoderation: Vom 1. März bis 31. Mai finden in Deutschland Betriebsratswahlen statt. Die Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche haben aus diesem Anlass einen Aufruf zur Teilnahme an den Wahlen veröffentlicht. Anlass für Norbert Sommer zu fragen, wie es denn um die Rechte der Arbeitnehmer beim Arbeitgeber Kirche bestellt ist:

Zu einer Zeit, da aus dem rechten Lager der Politik immer unverhohlener der Abbau von Mitbestimmungsrechten zur Sicherung des Wirtschaftsstandorts Deutschland gefordert wird, tut es gut, ein werbendes Wort der Kirchen zur Teilnahme an den Betriebsratswahlen zu vernehmen. Die beiden obersten deutschen Kirchenvertreter bieten eine genaue Analyse der derzeitigen gewaltigen Umbruchsituation in der Arbeitswelt und definieren klar Notwendigkeit und Aufgaben der Betriebsräte angesichts der konkreten Herausforderungen. Im Prinzip also etwas Gutes, ein solcher kirchlicher Aufruf! Aber leider wird wieder einmal nur in Richtung Staat und Gesellschaft gesprochen, ohne zu erwähnen, dass die Kirchen selbst in großem Maße Arbeitgeber sind, die geforderten Rechte aber nicht in ihren eigenen Reihen gelten lassen wollen. Das ist wie mit der gebetsmühlenartigen Betonung der katholischen Kirche, Frauen sollten gleichberechtigt in der Gesellschaft sein. Die Ungleichberechtigung in der Kirche selbst wird schlichtweg ausgeklammert. Die Kirchen als Arbeitgeber beanspruchen für sich Sonderrechte als so genannte Tendenzbetriebe. Die Kirchen zählen zwar zu den größten Arbeitgebern in Deutschland, aber Arbeitnehmer in den Kirchen müssen sich mit stark eingeschränkten Rechten begnügen, weil Kirche angeblich kein Unternehmen wie jedes andere ist, selbst wenn sie sich im diakonischen bzw. caritativen Bereich z.B. im klaren Wettbewerb mit anderen Trägern auf dem freien Markt befindet. Die Kirchen kennen in ihren Einrichtungen keine Betriebsräte und auch die Gewerk-

schaften müssen draußen bleiben. Als Zugehörigkeit an die Arbeitnehmer ist lediglich eine Mitarbeitervertretung zugelassen, die übrigens erst seit kurzem Stärkung durch die Einführung einer kirchlichen Arbeitsgerichtsordnung erfahren hat. Auf diesem Hintergrund klingt es fast schon zynisch, wenn Kardinal Lehmann und Bischof Huber jetzt erklären, es gehöre zu den sozialetischen Grundsätzen der Kirche, dass der arbeitende Mensch das Recht haben solle, über die Ausgestaltung seiner Arbeit und deren Bedingungen mitzubestimmen. Betriebsräte sollten über die Einhaltung gesetzlicher und tariflicher Bestimmungen wachen. Angesichts von Massenarbeitslosigkeit, Entlassungen und Verlagerungen von Arbeitsplätzen sowie von Druck auf Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, Lohnverzicht zu leisten, längere Arbeitszeiten zu akzeptieren und soziale Sicherungen aufzugeben, seien Betriebsräte als besonnene Verfechter von Arbeitnehmerrechten gefragt, heißt es weiter in dem Aufruf zur Betriebsratswahl.

Alles schön und gut, aber warum gilt das nicht für die Beschäftigten der Kirchen, denen z.B. im Bistum Aachen massenweise gekündigt wird?

Warum nicht für die vielen Tausend, die durch einen Tarifwechsel plötzlich viel weniger verdienen?

Warum nicht für all die in den Kirchen, denen soziale Sicherungen verweigert werden?

Und was ist mit den hehren Rechten der Arbeitnehmer, wenn ihnen - wie jetzt in mehreren Landeskirchen in Ostdeutschland einfach versagt wird, für die Mitarbeitervertretung zu kandidieren entsprechend dem weitgehend auch im Westen geltenden Grundsatz: "Nur wer getauft ist, darf gewählt werden". Da übernimmt die Diakonie z.B. massenweise Krankenhäuser und Pflegeheime im Osten und lässt dann nur die wenigen Getauften zu. Stört es den Betriebsratswahl-Befürworter Huber nicht, dass in Sachsen-Anhalt und Thüringen bereits von einer Zwei-Klassen-Gesellschaft unter den Mitarbeitern die Rede ist, weil dort, wo mehr als die Hälfte der Beschäftigten einer christlichen Kirche angehören, keine Konfessionslosen gewählt werden dürfen?

Übernahme von Einrichtungen und Personal ja, Akzeptanz von ungetauften Mitarbeitern

nein - mit diesem Prinzip vergrößert die Kirche nur die Distanz zu den Menschen in Ostdeutschland und macht sich unglaublich. Auch mit der zunehmenden Verlagerung von Arbeitsplätzen in schlechter bezahlende Leihfirmen, mit der Gesinnungsschnüffelei und rigorosen Moralaufgaben weichen die Kirchen von den beschworenen sozialetischen Grundsätzen ab. Es bleibt ein Skandal, dass homosexuell veranlagten Mitarbeitern der katholischen Kirche, die ihre Partnerschaft nach der neuen gesetzlichen Regelung offiziell registrieren lassen, gekündigt wird. Es bleibt ein Skandal, dass wiederverheiratete oder mit neuen Lebensgefährten zusammen lebende Geschiedene ihre neue Bindung durch Deckadressen und geheime Telefon-Nummern versteckt halten müssen. Die Mitarbeitervertretung ist in fast all diesen Fällen hilflos. Den Betriebsräten dagegen wird von den Kirchenoberen bescheinigt, dazu beizutragen, "dass im Betrieb die Würde der arbeitenden Menschen geachtet wird und nicht nur das Produkt und der Gewinn im Mittelpunkt stehen".

„Wer glaubt der flieht nicht...“

Bonhoeffer auf DVD

*Internationale Bonhoeffer-Gesellschaft,
Sektion Bundesrepublik Deutschland e.V.
(Hg.): „Wer glaubt der flieht nicht...“ Dietrich Bonhoeffer 1906-1945*

DVD, 23 Minuten, Regie und Film-design: Hellmut Sitó Schlingsiepen und christi-an.bimm.coers, Produktion: forwertz GbR, Düsseldorf/Berlin

„Wer glaubt, der flieht nicht...“ ist als Kurzfilm (Länger 23 Minuten) konzipiert, der neugierig machen und zur Diskussion anregen soll“, schreiben die Autoren im Begleitmaterial über das Filmdesign. Der Film will eine Einführung in die persönliche Geschichte Dietrich Bonhoeffers geben, wobei der Schwerpunkt auf seinem Weg in den Widerstand liegt. Mit bewusst hoher Informationsdichte, so die Autoren, bietet der Film inhaltlich ein „Zuviel“. Eine Intention der Autoren ist, dass jeder Zuschauer durchaus etwas anderes in eine Diskussion mitnimmt. Weiter sagen sie:

„Zentrales Thema ist die Einheit von Wort und Tat im Leben Dietrich Bonhoeffers. Es wird nicht nur von Bonhoeffer berichtet, sondern er kommt überwiegend selbst zu Wort. Gut die Hälfte des gesprochenen Wortes im Film sind Zitate Bonhoeffers, die weitgehend chronologisch, aber vor allem thematisch zu Kapiteln geordnet sind.

Durch die klare Gliederung in Kapitel besteht die Möglichkeit, sich ein Thema herauszugreifen, um sich diesem anschließend vertiefend zu nähern.

Der Film arbeitet ausschließlich mit historischem Material. So entsteht durch die Montage von Bild, Film, Text und Musik eine Einheit, die in der bewussten Reduktion auf Schwarz und Weiß ... fast holzschnittartig wirkt. Vieles kann und soll nur angerissen werden. Eine erläuternde Untertitelspur mit Namen, Daten und Fakten liefert hier aber die Möglichkeit tiefer ins Thema einzusteigen.

Wer mit der DVD arbeiten will, ist mit Hilfe des Skripts leicht in der Lage, einzelne Sequenzen auszuwählen als Anfangsimpuls oder als Zusammenfassung auszuwählen.

Claudia Kuchenbauer legt in dem Begleitmaterial sodann 15 Seiten das Konzept einer vierstündigen Unterrichtseinheit vor.

Wohl mit Absicht wird nicht angegeben, für welche Schulform und für welches Schulalter die Unterrichtsreihe konzipiert ist. Ich denke, dass fünfzehnjährige Schüler – Sekundarstufe 2 – im Blick sind.

Das Konzept der Unterrichtsreihe wie auch die DVD regen den kreativen didaktisch-methodischen Umgang derer an, die damit arbeiten wollen – verlangt ihn aber auch. Alles in allem: „Wer glaubt, der flieht nicht...“ – sowohl die DVD wie auch das Begleitmaterial – sind eine gut gelungene, pädagogisch wertvolle und brauchbare Hilfe, Bonhoeffers Gestalt und Werk einer jungen Generation, aber nicht nur ihr, zu vermitteln. Den Autoren und der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft IBG gebührt dafür Dank.

Multiplikatoren in Kirche und Schule können diese DVD kostenlos beim Geschäftsführer der IBG

Enno Obendiek
Koetschaustraße 14
40474 Düsseldorf
Tel. 0211/452572,
Fax: 0211/4544 191
Enno.Obendiek@t-online.de

Theologisch gelesen

Frühling 1938

*Heute, Ostersonntag früh
Ging ein plötzlicher Schneesturm über die Insel.
Zwischen den grünenden Hecken lag Schnee.*

*Mein junger Sohn
Holte mich zu einem Aprikosenbäumchen an
der Hausmauer
Von einem Werk weg, in dem ich auf
diejenigen mit dem Finger deutete
Die einen Krieg vorbereiteten, der
Den Kontinent, diese Insel, mein -Volk, meine
Familie und mich
Vertilgen muß. Schweigend
Legten wir einen Sack
Über den frierenden Baum.*

Das Gedicht eröffnet einen kleinen Zyklus von drei Gedichten, der Zyklus trägt den Titel „Frühling 1938“. In diesem Frühjahr lebt Brecht mit seiner Familie in einem alten Fachwerkhäuschen in Dänemark, auf einer Insel der Ostsee. Das könnte eine Urlaubsidylle sein, das Haus ist strohgedeckt, der Garten davor hat alten Obstbestand und ist im Sommer ein beliebter Aufenthaltsort, auch für die Gäste des Hausherrn. Walter Benjamin kommt gern und Karl Korsch, der Philosoph, Hanne Hiob, Brechts Tochter aus seiner ersten Ehe, und vor allem Hanns Eisler, der Komponist, dem ständig neue Texte zur Vertonung angeboten werden. Auch das Gedicht, über das wir hier reden, hat er für Singstimme und Klavier gesetzt.

Als Gedicht zum Ostertag steht der Text in einer langen Tradition, Fausts Osterspaziergang mit Wagner ist wohl der berühmteste Text.

*Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden
Blick...*

Goethe hatte da mit einer Säkularisierung der Auferstehungshoffnung gespielt, aus der Enge der Städte, aus der Enge der Zünfte sei man auferstanden, in das Licht der Sonne hinein und in die freie Luft vor der Stadt, und natürlich auch *aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht* heraus.

Nichts von all dem bei Brecht, keine Theologie, nicht mal säkularisierte. Trotzdem ist ihm der Feiertag wichtig, die erste Zeile datiert das erzählte Geschehen ganz ausdrücklich auf den Ostersonntag. Man assoziiert sofort die Jahreszeit, das

Frühjahrsfest, man sieht sofort den Kontrast zum Schneesturm, der über die kleine Insel fegt, nichts von holdem, belebenden Blick also. Die Natur zeigt sich feindlich und abweisend, der raue Winter hat nichts von seiner Schärfe verloren.

Beleben kann da nur der Mensch, und so gliedert sich das Gedicht durch eine Reihe von Freundlichkeiten, zunächst durch die Sorge des kleinen Sohns um den frierenden Baum, eine erstaunliche Leistung für ein Kind. Sorge, die in diesem Fall ja nicht durch schnuckelige Lämmchen oder süße Kätzchen ausgelöst wird, sondern durch Wissen und Einfühlung: der Baum bettelt ja nicht, kein Kuscheltier weckt da kindliche Instinkte. Seine Not muss man sich durch Kenntnis und genaue Beobachtung erst bewusst machen.

Dann ist da ein Vater, der sich von seiner Arbeit wegrufen lässt, und diese Arbeit war sicher nicht unwichtig. Da er die Ängste der Welt aufschreibt, den kommenden Krieg vor Augen, nach fünf Jahren des Exils und kein Ende ist absehbar, sondern nur eine weitere Flucht um den Erdball in Sicht. Dass das so ist, daran lassen die Geschütze der manövrierenden deutschen Kriegsmarine auf der Ostsee keinen Zweifel. Diesen Vater muss man für einen frierenden Baum erst mal interessieren, Sorgen hat der nämlich schon genug. Oder ist es vielmehr so, dass gerade solcherart beschäftigte Leute sich rühren lassen, auch von dem sprachlosen Elend?

Dann der Sack um den frierenden Baum, mehr war ja gar nicht nötig, Freundlichkeiten sind meist keine große Anstrengung, Heldentaten werden ja gar nicht verlangt, dem kleinen Aprikosenbaum rettet schon ein ordinärer Sack das Leben. Ein kleiner Sohn muss nur seine Not entdecken, ein Vater sich bequem, einen Sack zu suchen im Schuppen. Da ist nichts mehr zu schwätzen, schweigend geschieht die Rettungstat. Was

Brecht denkt, wird er wohl jetzt seinem Sohn nicht sagen können, vielleicht, dass sie von den Früchten des Baums nicht essen werden, sie werden dann schon weiter geflohen sein, das Land Dänemark wird den Nazis gehören. Das wird man dem Kind, wenn es so weit sein wird, erklären müssen. Bis dahin sind aber noch ein paar Monate. Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage, wer im Exil ist, hat daran keine Zweifel.

Man muss halt tun, was der Augenblick verlangt, was im Moment nötig ist, das große Ziel, das wir immer haben sollten, gibt uns die Richtung an, das Reich der Freiheit etwa, das Reich Gottes, das Himmelreich, wie auch immer wir es nennen, Namen sind Schall und Rauch. Und dabei nicht aus den Augen verlieren, was vor der Nase liegt. Die Kinder können dabei helfen. Sie stören uns dann bei den wichtigen Arbeiten.

Auf einen der Fachwerkbalken, der in der Wand vor seinem Schreibtisch lief, hatte Brecht mit Kreide geschrieben:

Die Wahrheit ist konkret

Das war sein Wahlspruch.
Der hat sich bewährt.

Peter Goergen

Weltverschwörung als Volkshochschulkurs

Dan Browns Roman „Sakrileg“

„Das Böse ist immer und überall“, kalauerte einst die österreichische Pop-Band „Erste Allgemeine Verunsicherung“. Damit haben die

Äpler-Barden offenbar ein zeitgenössisches Grundgefühl getroffen. Denn Romane, die dieses *immer und überall* zuschlagende und sich wieder verbergende Böse endlich dingfest zu machen scheinen, solche Romane machen heutzutage Kasse. Allen voran Dan Browns Roman „Sakrileg“ (original: *The da Vinci Code*), der mit zwei Millionen Lesern in Deutschland und 45 Millionen weltweit derzeit die Bestseller-Listen sprengt.

Die Handlung ist simpel und vertrackt zugleich. Der amerikanische „Symbolologe“ Professor Robert Langdon wird während einer Vortragsreihe in Paris unter geheimnisvollen Umständen nachts in den Louvre bestellt. In der berühmten großen Galerie findet er seinen Gesprächspartner, den ehrwürdigen Direktor des Museums, nicht nur tot vor, sondern auch nackt mit einem aufgemalten Pentagramm. Der Tote hat offenbar noch letzte verschlüsselte Botschaften hinterlassen, die der amerikanische Professor enträtseln soll. Dabei hilft ihm zunächst offiziell, später illegal ein Spezialagentin der Pariser Polizei, die „Kryptologin“ Sophie Neveu; sie ist darüber hinaus die Enkelin des Mordopfers. Die erste verschlüsselte Botschaft führt in einer Art intellektueller Schnitzeljagd zu unzähligen weiteren; alle zielen auf ein letztes Geheimnis, um das offenbar nur der Ermordete wusste. Die klassische Jagd nach dem Mörder verschwimmt mit der Jagd nach diesem verborgenen Schatz und seiner erahnten Bedeutung. Dabei entwickelt sich ein Zweikampf zwischen einer „guten“ Bruderschaft (der *Prieuré de Sion*), die das Geheimnis für die Welt bewahren will, und einer „bösen“ Bruderschaft, die es im Auftrag der katholischen Kirche für immer vernichten will (das *Opus Dei*).

Aus dieser Konstellation entsteht eine bizarre Abfolge wilder Verfolgungsjagden im James-Bond-Stil, die immer wieder von langatmigen Vorträgen zur angeblich geheimen Geistes- und Kirchengeschichte unterbrochen wird. Das von allen gesuchte Dokument soll beweisen: Jesus war mit Maria Magdalena verheiratet, und ihr gemeinsamer Sohn ist der Stammvater des französischen Königsgeschlechtes der Merowinger samt deren zeitgenössischen Nachfahren. Dramatik verleiht Dan Brown dieser etwas kruden Geschichte durch die Unterstellung, mit der Entdeckung

dieses Geheimnisses werde die 2000jährige Macht der katholischen Kirche wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. Möglicherweise sind auch Staat und Polizei in die Verschwörung verwoben; immerhin raunt einer der Verschwörer etwas von einem „legitimen Machtanspruch“ dieser jesuanischen Königsippe. Auch das von ihr verbürgte „wahre Christentum“ unterscheidet sich deutlich von dem des Vatikan: Die wahre Botschaft Jesu, so wird nach und nach enthüllt, sei eine sinnenfrohe Mysterienreligion gewesen, eine wohlthätige Mischung von Matriarchat, Heidentum, Lust am Sex und christlicher Nächstenliebe. Das von allen so dringlich gesuchte Dokument, aus dem dies hervorgehe, sei letztlich der „Heilige Gral“, das sagemumwobene und nie gelöste Geheimnis der abendländischen Geistesgeschichte.

Warum fasziniert dies Kreuzung von Thriller und (Halb-)Bildungsroman so viele Menschen? Die literarische Qualität kann's nicht sein. So rasant die Verfolgungsjagden sind, so viele Überraschungen die Entlarvung der Protagonisten als Teil des einen oder anderen Netzwerks auch birgt: Die Zeichnung der Personen und Charaktere ist blass; sie bilden kaum mehr als Schachfiguren auf dem weltweiten Tableau der Verschwörungen. Es geht nicht um die Psyche der Beteiligten, sondern um vermeintliches Wissen über das, was die Welt im Innersten zusammen hält. Dan Brown bedient den Wunsch nach „Bescheidwissen“, auch wenn es sich um eine subtile Mischung von Realität und Fiktion handelt. Dabei suggeriert der Autor im Vorwort weit mehr Faktentreue als er später einlöst; mehrere Sachbücher zum „Sakrileg“ entzaubern mittlerweile die üppige Legendenbildung des Romans. Aber offensichtlich entsprechen diese Legenden unbewussten Bedürfnissen der Leserschaft. Dan Brown zeichnet die Welt- und Kirchengeschichte als den Kampf zweier verschwörerischer Lager. Er erklärt also – wie alle Verschwörungstheorien – historische Entwicklungen als Machwerk von Personen, die man lieben oder hassen kann. Die neue Unübersichtlichkeit der Welt weicht dem, was immer wussten: dem Kampf der Guten gegen

die Bösen. Der Roman hinterlässt uns nicht als Sieger aus diesem Kampf, wohl aber als Wissende. Und das ist ein schönes Gefühl. Insbesondere dann, wenn das vermeintliche Wissen die Großen klein macht und die Kleinen groß. Denn das Wissen um die Geheimnisse der Mächtigen nimmt denen die Macht – wie im Märchen vom *Rumpelstilzchen*, dessen Kraft gebrochen ist, sobald man seinen Namen kennt und ausspricht.

Dass es in diesem Roman die Mächtigen der Kirche trifft, ist weder schlimm noch neu. Die Trivialliteratur des christlichen Abendlandes ist voll von beißendem Spott über Pfaffen und Kirchenfürsten, oft sogar frecher und frischer formuliert als in der Pseudo-Gelehrsamkeit Dan Browns. Wenn man die zusammenstreicht, bleibt immerhin eine spannende Verfolgungsgeschichte in der Tradition des Rätsel-Krimis. Vielleicht gelingt ja mit der für das Frühjahr angekündigten Verfilmung von „Sakrileg“ immerhin eine Art James-Bond-Thriller für Intellektuelle. Den kann man dann als Unterhaltung genießen, solange klar bleibt: Zur Aufklärung über die Kirchengeschichte taugt „Sakrileg“ so wenig wie „Goldfinger“ zur Analyse des weltweiten Kapitalismus.

Dan Brown: Sakrileg. Thriller. Bergisch Gladbach (Lübbe) 2004. 605 Seiten. 19,90 €

Zur sachlichen Ergänzung und Korrektur empfiehlt sich:

Marie-France Etchegoin / Frédéric Lenoir : Das Geheimnis des Da-Vinci-Code. Geheimbünde, Verschwörungen, codierte Gemälde und die wahren Schauplätze in Dan Browns 'Sakrileg'. München (Piper) 2005. 25 Seiten.

Lutz Lemhöfer

Wahlhilfe vom Vatikan? – Papst empfängt Berlusconi

Etwa eine Woche vor den italienischen Parlamentswahlen wird Papst Benedikt XVI. **Ministerpräsident Silvio Berlusconi** und **Parlamentspräsident Pier Ferdinando Casini** mit einer Gruppe weiterer europäischer Politiker der Europäischen Volkspartei zu einer Audienz empfangen. Berlusconi und Casini sind zugleich die Führer der Regierungsparteien *Forza Italia* und *UDC*. Da der Papst erst kürzlich Senatspräsident Marcello Pera von Berlusconis *Forza Italia*, dagegen bisher keinen hochrangigen Vertreter der Opposition empfangen hat, und der Vatikan auch nach dem Untergang der Partei *Democrazia Christiana* noch über großen Einfluss auf die italienische Politik ausübt, befürchten Oppositionspolitiker, der mit allen Wassern gewaschene Regierungschef

werde die Audienz propagandistisch ausschlagen. Nach Informationen der Zeitung *La Repubblica* arbeitet der Premier seit Monaten auf dieses Treffen hin. Fernsehbilder Berlusconis mit dem Papst kurz vor der Wahl können daher durchaus Einfluss auf das Abstimmungsverhalten katholischer Wähler haben. Die frühere Sozialministerin Livia Turco von der größten Oppositionspartei Linksdemokraten sagte, sie sei als Bürgerin besorgt und als Katholikin enttäuscht von der Besuchspolitik des Papstes. Die Audienzen, die Benedikt XVI. den Führern der Rechten gewähre, seien „unangebracht“. So werde der Glaube für politische Zwecke instrumentalisiert. Vertreter der laizistischen Radikalen Partei argwöhnten, bei einem unklaren Wahlausgang könne in Italien eine große Koalition unter Führung des Vatikans die Macht übernehmen. Kritik am Besuch Berlusconis bei Benedikt XVI. gibt es auch innerhalb der Kirche. Eine

Initiative, der sich auch eine Reihe von Priestern angeschlossen haben, sammelt im Internet Unterschriften gegen das Treffen. Der Papst solle nicht den Eindruck erwecken, ein bestimmtes politisches Lager zu unterstützen, heißt es in dem Aufruf. Der Chef der Partei *„Italien der Werte“*, **Antonio Di Pietro**, meinte sarkastisch: „Wir vertrauen auf die Überzeugungskraft Papst Ratzingers. Wird es ihm gelingen, den Premier mit den Desastern zu konfrontieren, die dieser ange richtet hat? Oder lässt man sich auch jenseits des Tibers von Silvios Werbespots blenden?“

Ökumenischer

Kirchentag 2010 – Der Papst und die „etwas unangenehmen Dinge“

Papst Benedikt XVI wird möglicherweise den nächsten Ökumenischen Kirchentag 2010 in München besuchen. Das meint zumindest **Walter Kasper**, Kurienkardinal und *Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen*, Wenn der Kirchentag »in einem positiven Geiste« verlaufe, halte er das für denkbar, sagte er dem *Evangelischen Pressedienst* (epd). Es dürfe keinesfalls »zu solchen etwas unangenehmen Dingen kommen, wie es in Berlin der Fall war«. Damit spielte Kasper auf gemeinsame Abendmahls- und Eucharistiefiern an, die 2005 beim ersten Ökumenischen Kirchentag stattgefunden hatten. Deren Folge war unter anderem der Entzug der Lehrerlaubnis für den katholischen Theologieprofessor Gotthold Hasenhüttl durch den Trierer Bischof Reinhard Marx.

„Volle Würde“? – Papst Benedikt und die Rolle der Frau in der Kirche

Papst Benedikt XVI. hat die Schaffung »neuer Rollen für Frauen in der Kirche« in Aussicht gestellt, zugleich aber seine Ablehnung des

Frauenpriestertums bekräftigt. »Das Priestertum ist ein Sakrament und keine Vollmacht, über die die Kirche nach ihrem Gutdünken bestimmen kann«, sagte er am 2. März bei einer Begegnung mit römischen Pfarrern im Vatikan.

Der Papst reagierte damit auf den Einwurf eines römischen Pfarrers. Er betonte gleichzeitig die »volle Würde der Frau in der Kirche«. Vor seiner Wahl zum Papst hatte Benedikt als Präfekt der vatikanischen Glaubenskongregation das Nein von Johannes Paul II. zum Frauenpriestertum verteidigt.

Gerechtigkeit in der Kirche: „Wir sind Kirche“ auf dem Katholikentag

„Gerechtigkeit in der Kirche“ ist der Schwerpunkt, mit dem sich die **KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche** am 96. Deutschen Katholikentag in Saarbrücken beteiligen wird, der unter dem Leitwort „Gerechtigkeit vor Gottes Angesicht“ steht. Die KirchenVolksBewegung begrüßt, dass dieser Katholikentag auf biblisch-theologischer Grundlage die brennenden Fragen nach Gerechtigkeit und Solidarität in unserem Land, im größer werdenden Europa und auf weltweiter Ebene fokussieren wird. Gerechtigkeit in den sozialen und wirtschaftlichen Systemen kann jedoch nur

dann von der Kirche glaubhaft eingefordert werden, wenn Gerechtigkeit und Solidarität auch innerhalb der Kirche praktiziert werden. Unter dem besonderen Akzent „Gerechtigkeit in der Kirche“ wird die KirchenVolksBewegung deshalb mit einem großen Aktions- und Informationsstand auf der Kirchenmeile sowie mit drei Veranstaltungen am Saarbrücker Katholikentag teilnehmen.

Die Veranstaltung **„Braucht Mutter Kirche nur brave Kinder? Den Christinnen und Christen die Freiheit“ (Donnerstag 25. Mai, 12:30 - 14:00 Uhr)** thematisiert den Umgang mit Gerechtigkeit sowie die Freiheit der theologischen Forschung innerhalb der römisch-katholischen Kirche. An dieser Podiumsdiskussion nehmen teil der Trierer Kirchenrechtler Prof. Dr. Peter Krämer, Sigrid Brüggemann vom *Verein Frauenwürde zur Schwangerschaftskonfliktberatung* und die ehemalige Ordensfrau Majella Lenzen. Professoren wie DDr. Gotthold Hasenhüttl (Saarbrücken) und Dr. August Jilek (Regensburg), denen die kirchliche Lehrbefugnis entzogen worden ist, sind zu dieser Veranstaltung von der Katholikentagsleitung nicht zugelassen worden.

Bei der Veranstaltung **„Sind die Gemeinden noch zu retten?“ (Freitag 26. Mai, 16:30 - 18:00 Uhr)** diskutieren der Wiener Pastoraltheologe Prof. Dr. Paul Michael Zulehner, Pfr.

Wolfgang Hermann (Herbrechtingen) und die Schweizer Gemeindeleiterin Elke Kreiselmeyer (Therwyl, Schweiz) über die Zukunft der Gemeinden angesichts des nicht nur in Deutschland immer dramatischer werdenden Priestermangels. An der Veranstaltung „**Kirche wird ökumenisch sein – oder sie wird gar nicht sein**“ (Samstag, 27. Mai, 14:30 - 1 6:00 Uhr) nehmen ausgewiesene Experten und Expertinnen aus der römisch-katholischen Kirche (Prof. Dr. Johannes Brosseder, Köln, und Prof'in Dr. Dorothea Sattler, Münster), der alt-katholischen Kirche (Henriette Crüwell, Bonn), evangelischen Kirche (Dr. Elisabeth Raiser, Berlin) und der orthodoxen Kirche (Prof. Dr. Athanasios Vletsis, München) teil.

In der Programmkommission des Katholikentages ist die KirchenVolksBewegung seit dem Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin nicht mehr vertreten. Damals waren außerhalb des offiziellen Programms unter Mitwirkung von *Wir sind Kirche* die beiden Gottesdienste mit wechselseitiger eucharistischer Gastfreundschaft unter Beteiligung von Professor Hasenhüttl gefeiert worden.

Das vollständige Programm der KirchenVolksBewegung beim Saarbrücker Katholikentag kann demnächst im Internet unter www.wir-sind-kirche.de abgerufen werden. Informationen über den gesamten 96. Deutschen Katholikentag, der vom Zentralkomitee

der deutschen Katholiken (ZdK) gemeinsam mit dem gastgebenden Bistum Trier veranstaltet wird, sind unter www.katholikentag.de zu finden.

Geldstrafe für kritisches ZdK – Bistum Regensburg erpresst Bischofskonferenz

Das Bistum Regensburg wird sich nicht länger an der Finanzierung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) beteiligen. Damit eskaliert der Streit zwischen **Bischof Gerhard Ludwig Müller** und der bundesweiten Laienvertretung, dessen **Präsident Hans Joachim Meyer** die Liquidierung der Laiengremien auf Bistumsebene durch Bischof Müller heftig kritisiert und als „offenen Rechtsbruch“ bezeichnet hatte. Ein zur Klärung des Streits geplantes Gespräch zwischen Müller und Meyer platzte unmittelbar vor der Frühjahrversammlung der deutschen Bischöfe: Müller hatte zur Bedingung gemacht, dass vor dem Treffen das ZdK die Auflösung des bisherigen Diözesanrats als rechtmäßig anerkenne, was nach Ansicht des ZdK-Generalsekretärs Stefan Vesper einer „Unterwerfungserklärung“ gleich käme.

Die KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche verurteilt das Vorgehen des

Regensburger Bischofs als „nicht hinnehmbar“ und wirft ihm vor, erneut aufgrund persönlichen Gekränktheits die Machtinstrumente seines Amtes zu Aggressionen gegen die in Deutschland seit Jahrzehnten bewährten Strukturen des Laienapostolats zu missbrauchen.

Alle Katholiken, so die Bewegung in ihrer Stellungnahme weiter, sollten nun darüber nachdenken, „in welcher Weise künftig verhindert werden kann, dass der derzeitige Bischof von Regensburg weiter die Kirchensteuergelder, die er treuhänderisch von den Laien erhält, gegen diese und das Laienapostolat einsetzt und ihnen vorenthält“. Die Hoffnung von *„Wir sind Kirche“*, dass nun „nicht nur einzeln und verhalten, sondern gemeinsam und deutlich, die anderen deutschen Bischöfe hier das Wort ergreifen und diese Tendenzen im Keim ersticken“ würden, hat sich – wie eigentlich zu erwarten war, nicht erfüllt. Mit der Drohung, dem Gesamthaushalt des Verbands der deutschen Diözesen nicht zuzustimmen, erpresste der Regensburger Generalvikar die gesamte Bischofskonferenz: Regensburg darf seinen Anteil von 74.000 Euro einbehalten – und Bischof Müller kann weiter ungehindert die Keule schwingen. Zum besseren Verständnis des Rambos aus Regensburg schreibt **Matthias Drobinski** in der Süddeutschen Zeitung: „Er sei eben nicht der ‚Direktor einer Folklore-Bewegung‘, sagt Bischof Müller, und wo es ums Bekenntnis gehe,

könne auch schon mal Staub aufgewirbelt werden. Zum 25. Jahrestag seiner Priesterweihe hat er gesagt: Weil er sich so tief mit Gott verbunden wisse, sei ihm jeder Anflug von Angst und Furcht völlig fremd“.

In Bayern entsteht erster kirchlicher Begräbniswald

Am Schwanberg bei Rödelsee (Kreis Kitzingen) soll bis zum Herbst Deutschlands erster kirchlicher Begräbniswald entstehen. Darauf einigten sich die evangelische Landeskirche Bayerns und der künftige Betreiber, die hessische FriedWald GmbH. Damit wird erstmals in Deutschland kirchlicherseits ein Grundstück für die neuartigen, naturnahen Begräbnisstätten zur Verfügung gestellt. Sobald die Kommune und der Landkreis das Projekt genehmigten, könnten auf dem 50 Hektar großen Gelände Beerdigungen stattfinden, sagte der Geschäftsführer des Betreibers.

In Friedwäldern wird die Asche von Verstorbenen in kompostierbaren Urnen unter einem Baum bestattet. Die beiden großen Kirchen, insbesondere die katholische, hatten das Konzept zunächst kritisiert, da es naturreligiösen Vorstellungen näher stehe als christlichen Idealen. Der evangelische Friedwald am Schwanberg, so der **Finanzreferent der bayerischen Landeskirche**

Claus Meier, solle im Gegensatz zur ursprünglichen Idee von einer christlichen Bestattungskultur geprägt sein. „Das war für uns eine wichtige Voraussetzung, um das Areal zur Verfügung zu stellen.“ Am Eingang des Geländes stehe ein Holzkreuz.

Polens Kirche untersucht eigene Stasi-Vergangenheit

Die katholische Kirche in Polen will die Zusammenarbeit von Geistlichen mit dem polnischen Geheimdienst in der Zeit des Kommunismus untersuchen. Dass es innerhalb der polnischen Kirche Spitzel gegeben hat, ist seit geraumer Zeit belegt, erst im vergangenen Frühjahr schockierte die Polen die Nachricht, dass der bekannte Leiter des polnischen Pilgerheims in Rom, der *Dominikanerpater Konrad Hejmo*, jahrelang SB-Berichte verfasst und dafür Geld sowie Alkohol bekommen hatte. Allein über Karol Wojtyła hat die Krakauer SB-Abteilung mehrere hunderttausend Seiten an Berichten zusammengetragen. Doch nun melden sich einfache Priester zu Wort, die ausespioniert worden sind, die Schikanen des SB ausgesetzt waren, die sogar Opfer von Anschlägen wurden. So konnte der in Krakau hoch angesehene *Ordenspriester Tadeusz Zaleski*, Leiter einer Wohltätigkeitsorganisation, im Institut für

das Nationale Gedächtnis (IPN), dem polnischen Gegenstück zur Gauck/Birthler-Behörde, seine SB-Akte einsehen und musste feststellen, dass er damals auch von Brüdern bespitzelt worden war. Er nannte zwar keine Namen, forderte aber die Überprüfung aller Geistlichen nach dem so genannten Lustrationsgesetz, wie es auch für Spitzenpolitiker und –beamte gilt. Die Krakauer Kurie ist von dem Vorstoß Zaleskis alles andere als begeistert, denn bei einer öffentlichen Darlegung der Unterwanderung des Klerus durch den SB kann die Kirche in der Tat nichts gewinnen. In der Boulevard-Presse wurde gar behauptet, in der Vergangenheit seien immer wieder Angebote der Regierung, der Kirche die sie betreffenden SB-Akten zur Verfügung zu stellen, dankend abgelehnt worden. In ihnen fänden sich nämlich reichlich Materialien über Priester, die als Alkoholiker, als Pädophile oder wegen intimer Beziehungen zu Frauen erpressbar gewesen seien. Man brachte auch gleich die Namen einiger „verdächtiger“ Priester und löste damit heftige Reaktionen im rechten Lager aus.

Vor diesem Hintergrund hat nun **Krakaus Erzbischof Stanislaw Dziwisz**, der als ehemaliger Privatsekretär Johannes Pauls II. im ganzen Land höchste Autorität genießt, nach langem Zögern, eine **Kommission „Gedenken und Fürsorge“** eingesetzt, um die Vorgänge um die Stasi-Verwicklung der Kirche zu

untersuchen. Die Ergebnisse sollen aber nicht veröffentlicht werden. Der Rektor der Päpstlichen Akademie Krakau, *Bischof Tadeusz Pieronek*, der als Verfechter eines weltoffenen und toleranten Katholizismus gilt, erklärte, dass die Kirche die Pflicht habe, sich nicht nur um die Opfer zu kümmern. Sie müsse auch den Tätern beistehen, falls diese ihr Tun bereut und Besserung bewiesen hätten. Pieronek erinnerte daran, dass der SB mit krimineller Energie zu Werke gegangen sei, der nicht jeder standhalten können.

Dziwisz wies darauf hin, dass die Kommission auch Verbrechen an Priestern untersuchen solle. Längst sind noch nicht alle Priestermorde aus der kommunistischen Zeit aufgeklärt. nicht zuletzt, weil Zehntausende Aktenordner in der Wendezeit 1989/90 vom SB vernichtet wurden.

Porto Alegre: Wenig Konkretes vom Ökumenischen Rat der Kirchen

Die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) ist eine der wichtigsten Kirchenversammlungen der Welt. Die mehr als 4000 Delegierten, die Ende Februar in Porto Alegre tagten, vertreten mehr als 340 nichtkatholische Kirchen. Die neunte Vollversammlung des ÖRK in Brasilien hat allerdings die Befürchtung bestätigt, dass der Weltkirchenrat

weiter an ökumenischer, theologischer und religiöser Bedeutung verliert. Geräuschlos ging das Treffen über die Bühne. Manch erwarteter Konflikt blieb aus: Protestanten und Orthodoxe, die sich sonst misstrauisch begegneten, verhielten sich friedlich. Differenzen zwischen Kirchen aus armen Ländern und denen aus Industriestaaten um die Globalisierung wurden unter den Teppich gekehrt. Die Teilnehmer feierten eher fröhlich einen zehntägigen »Weltkirchentag«, als dass dort brennende theologische Fragen behandelt worden wären. So zog auch die Delegation der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) eine sehr gemischte Bilanz. Die hannoversche Bischöfin Margot Käßmann etwa beklagte, sie habe eine Debatte um Kirchenverständnis, Abendmahl und Frauenordination vermisst. Weltweit für Aufsehen sorgte nur der Protest US-amerikanischer Kirchen gegen die Bush-Regierung, in der diese sich zur Mitverantwortung für den Irakkrieg bekennen. Sie hätten nicht laut genug gegen den Krieg ihres Landes protestiert, heißt es in einem gemeinsamen Brief. Zugleich kritisierten sie die Regierung von US-Präsident George W. Bush. Die USA hätten seit den Terroranschlägen des 11. September die „Familie der Menschheit gefährdet und die Schöpfung missbraucht“. Zudem wurde kritisiert, dass Washington keine Verantwortung für Umweltprobleme übernehmen entsprechende Abkommen blockiere.

USA: Orden zahlt mehr als 20 Millionen Euro an Missbrauchsopfer

Die kalifornische Sektion des Franziskanerordens zahlt umgerechnet 23 Millionen Euro an 25 Opfer sexuellen Missbrauchs. Das berichtete die Nachrichtenagentur CNS. Die meisten Fälle hätten sich an einer seit 1987 geschlossenen Ordensschule ereignet. Einen Teil der gerichtlich verfügbaren Summe muss die Erzdiözese Los Angeles aufbringen, da sie an einigen der betroffenen Schulen beteiligt ist. Der landesweite Skandal um sexuellen Missbrauch durch Priester und Kirchenmitarbeiter hat seit 2002 mehrere US-Diözesen zum Verkauf von Immobilien und anderem Besitz gezwungen.

Die Glosse

*Diener im Weinberg des göttlichen Herrn,
über dir leuchtet ein gütiger Stern.
Edel, nobel, frei und gut ist dein bayrisch Herz und Blut.
Edel, nobel, frei im Geist,*

*wo der Weg zum Himmel
weist.
Wir sind entzückt, wir sind
beglückt,
Heiliger Vater Benedikt.*

*Das Ottilienhof-Duett
„Papst Benedikt XVI.
Lied“*



Papst Benedikt XVI. Special Edition zum Deutschlandbesuch des Papstes 2006